



Der geheime Raum



Schreibtrainer: Stefan Beuse • Schulhausroman Nr. 38

Der geheime Raum

Klasse
Stadtteilschule Bahrenfeld

8f

• INHALT •

6 - 6	• 0. AM ANFANG IST EIN BILD
7 - 16	• 1. GRAUEN. FLUCH. VERDAMMNIS.
17 - 36	• 2. IST ES EIN TRAUM? IST ES WIRKLICHKEIT? UND WO IST DER UNTERSCHIED?
37 - 56	• 3. DIE FRAGE IST NICHT, OB ES VERRÜCKT IST. SONDERN, OB ES VERRÜCKT GENUG IST.
57 - 64	• 4. MEIN KOPF IST ALLES. IST ALLES IN MEINEM KOPF?
66 - 66	• Impressum

Stell dir vor: ein Raum, der bisher immer verschlossen war. Von dem niemand weiß. Den bisher noch niemand gesehen, den keiner betreten hat. Der vielleicht verboten ist.

Der Raum kann eine Hütte im Wald, der Keller eines Hauses, eine verborgene Kammer, ein Dachgeschoss, eine Schatztruhe, eine verborgene Höhle, ein Tunnel oder sogar ein Ort sein, der gar kein Ort ist, sondern nur in dir existiert, zwischen den Sternen, unter Wasser, in einem Winkel deiner Seele.

Bist du der Held, der den Raum entdeckt? Hast du Angst, bist du neugierig? Gehst du rein oder gehst du vorbei?

Und dann? Erwartet dich eine Liebesgeschichte, Abenteuergeschichte, Gespenster- oder Horrorgeschichte, erlebst du Science Fiction oder das tägliche Drama in deinem Kopf?

Was macht der Raum mit dir?

Und sind Fragen wirklich die besseren Antworten?

Delane & Sahar

Der Fluch der Zwillinge

Ich bin Emily, ich wohne mit meiner Zwillingsschwester und meinen Eltern in einem Haus, das im Wald steht. Von diesem Haus hört man Geschichten, die echt gruselig sind. Ich wohne jetzt schon seit zwei Wochen in diesem rätselhaften Haus. Meine Eltern sind hierhergezogen, weil sie hier arbeiten. Ich hatte keine Wahl. Ich musste auch mit einziehen, aber ich hasse dieses Haus. Es ist gruselig und ich glaube, die Geschichten, die man sich von diesem Haus erzählt, sind nicht erfunden. Sie besagen, im Haus hätte einmal ein Zwillingspaar gewohnt. Theresa und Annabell. Theresa war psychisch krank, sie war aggressiv und machte ihrer Schwester Annabell Angst. Sie drohte ihr: »Wenn du beim nächsten Mal nur eine meiner Sachen anfasst, schneide ich dir die Finger ab!« Annabell war beliebt. Sie bereitete niemandem Sorgen und benahm sich immer gut. Ihre Eltern machten ihr andauernd Geschenke und Theresa bekam nichts. Sie war unbeliebt. Ständig stritt sie sich und machte, was sie wollte, anstatt auf ihre Eltern zu hören. Sie musste zweimal in der Woche in die Psychiatrie. Das machte sie noch saurer. Eines Tages spielten Theresa und Annabell zusammen Verstecken. Annabell versteckte sich in einem Raum, den nur sie kannte. Nur sie wusste, wo er war. Theresa suchte überall nach Annabell, fand sie aber nicht. Sie wurde böse und rief nach Annabell. Theresa nahm ein Messer mit auf die Suche nach Annabell. Theresa suchte schon seit einer halben Stunde, aber sie fand sie immer noch nicht. Sie ging in den Keller und suchte dort hinter den Schränken, Regalen, und Kisten. Auf einmal sah sie ein Regal, worin ein Buch mit dem Titel »Annabell« stand. Sie zog das Buch heraus und öffnete es. Was war das? Hatte jemand liebe Worte in das Buch geschrieben? Nein, das war ein Passwort! Was hatte das in einem Buch zu suchen? Das Passwort hieß »Annabells Raum«. Theresa sprach es aus und auf einmal öffnete sich das Buchregal und sie sah eine Tür. Theresa öffnete die Tür und sah Annabell in einem kühlen Raum mit grauen Wänden sitzen. Theresa konnte ihre Wut nicht länger unterdrücken. Sie bekam schlimmste Aggressionen, weil Annabell sich so lange versteckt hatte. Sie konnte sich nicht kontrollieren, weil sie so unglaublich wütend war. Plötzlich rannte sie auf Annabell zu und stach mit ihrem Messer auf sie ein. Es war Theresa völlig egal, ob Annabell starb. Sie blickte voller Verachtung auf ihre Zwillingsschwester und ver-

ließ den Raum mit einem dreckigen Lachen. Sie schloss die Tür wieder. Und stellte das Buch ins Regal zurück. Sie verließ den Keller und ging hoch ins Wohnzimmer. Jeder suchte nach Annabell. Viele Jahre wusste niemand, wo sie war, außer Theresa. Theresa lebte ihr Leben und bewahrte ihr Geheimnis, dass sie ihre Schwester getötet hatte. Sie wurde sehr alt und starb, ohne noch einmal an ihre Schwester gedacht zu haben. Annabells Seele jedoch ist bis jetzt noch in dem Raum und wartet darauf, dass neue Zwillinge in das Haus einziehen und einer von ihnen den Raum findet. Erst dann kann Annabells Seele in den Zwilling fahren, der den Raum öffnet. Dann wird es wieder zum Mord an dem anderen Zwilling kommen.

Und jetzt bin ich zusammen mit meiner Zwillingsschwester in dieses Haus gezogen. Ich will diesen Raum nicht finden und ich will natürlich auch nicht meine Schwester töten. Nein, ich glaube diese Legende nicht! Dennoch, ich kann es nicht lassen. Ich muss wissen, was mit diesem Raum los ist. Ich muss wissen, was an dieser Geschichte dran ist. Ich werde beweisen, dass das alles Quatsch ist.

Da kommt meine Schwester auf mich zu und ich schlage vor, dass wir verstecken spielen. Sie muss zuerst suchen. Ich laufe in den Keller und schaue mich um. Ich entdecke als erstes ein Bücherregal. Ich schaue mir die einzelnen Bücher an und vergesse vollkommen, dass ich eigentlich gerade mit meiner Schwester verstecken spiele. Ich sehe ein Buch, auf dem »Annabell« steht. Sofort erinnere ich mich an die Legende und lese die Seiten des Buches so schnell ich kann. Da wird es mir klar: Es ist wahr! Die Legende von Theresa und Annabell hat sich tatsächlich ereignet.

Da höre ich die Schritte meiner Schwester. Sie schaut mich fragend an und will wissen, warum ich mich nicht versteckt habe. Ich sage, dass ich kein Versteck gefunden hätte. Auf einmal ruft unsere Mutter, dass es Essen gäbe. Wir essen und gehen anschließend ins Bett. Ich kann nicht aufhören über die Legende nachzudenken. Ich bin verwirrt und falle in einen unruhigen Schlaf. Ich träume vom Keller, vom Buch ... Die ganze Nacht habe ich Albträume.

Am nächsten Tag bin ich immer noch neugierig. Ich gehe in den Keller, sehe das Bücherregal. Ich nehme das Buch, auf dem »Annabell« steht, öffne es und sehe das Passwort. Ich habe riesige Angst und trotzdem sage ich das Passwort. Das Regal öffnet sich und ich stehe vor einer Tür.

Ich öffne sie und sehe das, was von Annabells Leiche übrig geblieben ist. Ich schreie so laut ich kann und drehe mich um. Ich will nur aus diesem Raum raus, doch die Tür

ist verschlossen. Ich versuche sie zu öffnen, doch es klappt nicht. Die Tür bleibt abgeschlossen. Ich schreie um Hilfe, dann höre ich Geräusche. Auf einmal steht meine Schwester vor mir. Ich bin so froh, dass meine Schwester mit in diesem Raum ist. Plötzlich sehe ich, dass sie auf mich zugeht. Ihre weißen Augen starren mich kalt an. Sie sagt: »Ich habe den Raum zuerst gefunden und Annabell ist in mir drin. Zusammen werden wir dich töten.« Ich kann es nicht fassen und stammele: »Hör zu! Du ... du bist nicht du selbst. Annabell ist böse, sie macht dich zu jemand anderem, sie will alle Zwillinge töten, um sich zu rächen!« Meine Schwester antwortet ohne jedes Gefühl: »Ich will dich töten und zwar jetzt!« Sie rennt auf mich zu, reißt das Messer aus Annabells Skelett. Schnell greife ich nach ihrem Handgelenk und drehe es um. Das Messer fliegt auf den Boden. Ich greife danach und steche auf meine Schwester ein. Ich traue meinen Augen nicht. Ich sehe, wie Annabell aus dem Körper meiner Schwester herausgeht und sich auflöst. Meine Schwester wacht wieder auf. Die Stichwunde ist nicht zu übersehen, aber sie wird heilen.

Da öffnet sich die Tür. Wir verlassen diesen furchtbaren Raum und schließen die Tür und das Regal. Ich nehme das Buch, renne in den Garten und verbrenne es, damit niemand je wieder diesen Raum öffnen kann.

Zohara

Die Rache der Puppe

Ich ging in den Keller, um die Wäsche zu holen, doch dann sah ich eine Tür, die ich in all den fünf Jahren, in denen ich hier wohne, noch nie gesehen hatte. Ich ging sofort zu meiner Mutter, um sie zu fragen, seit wann diese Tür existierte. Leider war sie einkaufen. Das musste ich wohl verschieben.

Zunächst ging ich zurück ins Wohnzimmer, aber dann wollte ich unbedingt wissen, was sich hinter dieser Tür im Keller befand. Also zurück in den Keller! Vorsichtig öffnete ich die Tür. Das einzige, was ich sah, war der dunkle Raum, in dem es nicht einmal einen Lichtschalter gab.

Schnell ging ich zurück ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher an. Ablenkung war jetzt genau das Richtige. Nach einer halben Stunde höre ich plötzlich, dass da unten etwas runterfiel. Ich hatte Angst, doch ich ging nach unten und schaute nach. Im Wäscheraum standen alle Wäscheständer genauso wie vorher. Ich ging in den

Nebenraum, der von unserem Keller abging, aber auch da war es stockdunkel. Nun holte ich meine Taschenlampe von oben und leuchtete in den kleinen Nebenraum, da war wie immer nichts. Langsam betrat ich den kleinen Raum, schaute mich vorsichtig um und sah eine kleine Tür, die ich entschlossen öffnete.

Es war so unheimlich! Erst war es ganz ruhig und dann sprangen mir Rattenbabys entgegen. Ich erschrak und knallte die Tür zu. Wieder nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und öffnete die kleine Tür noch einmal – ich wollte wissen, was sich noch dahinter verbarg. Alles war so eng und niedrig hier. Ich bückte mich, tastete mich vor und traute meinen Augen nicht! Ich sah eine Puppe. Ich sah sie an und erinnerte mich, dass ich sie vor Jahren an einem verlassenen kleinen Haus liegen gelassen hatte. Aber warum lag sie nun hier im Keller vor mir? Ich sah sie mir genauer an und mir fiel auf, dass sie nicht mehr aussah wie früher. Nicht so wie die kleine fröhliche Puppe von damals, nein, sie sah gar nicht mehr so fröhlich aus. Ich nahm die Puppe mit nach oben in die Wohnung.

Als meine Mutter nach Hause kam, wollte ich ihr die Puppe zeigen. Ich sagte: »Guck mal Mama, meine alte Puppe, die mir damals unsere alte Nachbarin geschenkt hat.« Meine Mutter fragte: »Wo hast du die gefunden?«

»Ähm, in meiner Kiste. Ich hatte sie noch da, aber sie sieht jetzt ganz anders aus, findest du nicht?«

Meine Mutter schüttelte den Kopf: »Nein, die sieht noch genauso aus wie immer.«

Ich dachte mir: »Wie kann das sein? Sieht sie die Veränderung nicht?«

Ich ging hoch ins Zimmer von meinem Bruder und fragte ihn dasselbe. Er musste lachen und sagte: »Die sieht genauso aus wie vorher.«

Ich verstand die Welt nicht mehr. Hatten meine Mutter und mein Bruder eine andere Puppe vor Augen? Oder sah ich die Puppe einfach anders? Für mich sah sie sehr gruselig aus! Ich ging wieder runter in den Keller und warf die Puppe zurück in den kleinen Raum. Doch als ich die Tür schließen wollte, ging sie nicht zu.

Wenige Tage später kam unsere alte Nachbarin zu Besuch. Völlig überraschend fragte sie nach der Puppe. Ob ich sie immer noch so gerne möge wie damals. Ich log, dass sie oben in einer Kiste läge. Nachdem die Nachbarin sich verabschiedet hatte, ging ich schnell nach unten und wollte nochmal nach der Puppe schauen. Sie war weg, einfach weg! Ich ging wieder in den kleinen Raum, aber es war keine Puppe zu sehen.

10 Nun ging ich tiefer in den Raum hinein und auf einmal klappte die Tür direkt hinter

mir zu. Mein erster Gedanke war, dass das von einem Windstoß kommen musste, doch als ich mich umschauten, sah ich kein Fenster in dem Raum. Schnell ergriff ich meine Taschenlampe und suchte die kleine Tür, durch die ich eingetreten war, fand sie aber nicht. Plötzlich sah ich die Puppe. Sie lag direkt vor der kleinen Tür, die ich eine Sekunde zuvor nicht gesehen hatte. Ich wunderte mich: Warum konnte ich die Tür jetzt sehen? Warum lag die Puppe hier? Plötzlich spürte ich, wie etwas mich in die Tür hineinzog. Ich wusste nicht, welche Kräfte hier am Werk waren. Die Tür wurde immer größer, ich sah ein weißes Licht hinter der geöffneten Tür. Ich konnte nicht anders. Diese fremde Kraft sog mich in einen Raum, den ich schon von irgendwoher aus anderen Zeiten kannte.

Da fiel es mir ein: Dies war einer der Räume meiner alten Nachbarin. Es war sehr unheimlich. Ich drehte mich um. Mir war klar, dass ich flüchten musste. Ich lief auf die große Tür zu und drückte die Klinke herunter. Nichts! Sie ging nicht auf. Doch was geschah nun? Ich war gefangen in einem unheimlichen Raum, der jetzt auch noch enger und enger wurde. Meine Angst und Panik wuchsen. Doch dann öffnete sich die Tür langsam. Ich stürzte auf sie zu und wollte in unsere Wohnung rennen. Aber das ging nicht. Irgendwas hielt mich fest. Ich wollte nur weg von hier, stand aber wie festgeklebt da. Ich starrte auf die Tür, die sich in diesem Moment öffnete.

Da betrat die Puppe den Raum und starrte mich unheimlich an. Meine Nerven spielten plötzlich verrückt. Ich zitterte, heulte und schrie um Hilfe. Irgendwann hörte ich leise Schritte. Ich hoffte, dass es meine Mutter wäre. Doch es war die alte Nachbarin. Endlich! Ich würde gerettet! Aber die Nachbarin benahm sich anders als ich erwartet hatte. Wütend meckerte sie mit mir und fragte mit lauter Stimme, warum ich die Puppe liegen gelassen hätte. Sie schimpfte, dass es ihre alte Puppe gewesen sei, die ich liegen gelassen hätte, obwohl sie mir nichts getan hätte. Außerdem hätte ich gelogen. Die Puppe sei niemals in der Kiste im Kinderzimmer gewesen. Sie sei hier ganz allein im Keller verrottet. Ich weinte und weinte und flehte sie an, mich nach Hause gehen zu lassen, doch sie sagte nur: »Ich lasse dich jetzt so lange in diesem Raum, wie die Puppe in diesem Keller liegen musste.«

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Ich hatte nur furchtbare Angst. Sie verließ den Raum und schloss die Tür. Ich hockte mich auf den kalten Betonboden und lehnte mich gegen die Tür. Genau wie ich in diesem Moment da saß, allein und verzweifelt, so hatte die Puppe über Jahre an dieser Tür gelehnt. Nun bekam ich alles zurück, was

11

ich angerichtet hatte, wobei ich niemals mit einer solchen Strafe gerechnet hatte. Ich bereute so sehr, dass ich die Puppe so schlecht behandelt hatte und mir war klar, dass mein Schicksal besiegt war. Ich würde für sehr, sehr lange Zeit mit der Puppe in diesem kleinen unheimlichen Raum bleiben müssen.

Ramona

Die Totenkopfkette

Und schon wieder habe ich mich heimlich mit meinem Freund getroffen, was meine Eltern gar nicht gut finden. Meine Mutter wollte mir immer ausreden, mit ihm zu chillen. Ständig sagte sie, dass er raucht, kifft und trinkt. Daraufhin meinte ich, dass sie mir nicht einreden soll, dass er nicht gut für mich ist. Ich hatte mal wieder lange genug auf ihn in dem alten leer stehenden Haus am Stadtrand gewartet. Gerade wollte ich gehen, da kam er. Ich lief ihm in die Arme. Er grinste mich an und schenkte mir eine Kette mit einem Totenkopf und roten Augen. Ich konnte es nicht glauben. Diese Kette hatte ich mir schon ewig gewünscht ... Ich fiel meinem Freund um den Hals. Wir kuschelten und vergaßen die Welt um uns herum. Doch plötzlich hörten wir ein Geräusch, das aus dem Raum unter uns kam. Angst kroch in mir hoch. Ohne jede Vorwarnung ging das Fenster hinter uns auf und ein Fensterflügel traf meinen Freund direkt am Kopf. Schnell schloss ich das Fenster wieder. Im selben Augenblick zog etwas an meinem Hals. Meine Kette zog sich enger und enger um meinen Hals. Ich wollte sie abnehmen, ich zerrte und riss an ihr. Plötzlich dachte ich, die Kette sei verhext. Das konnte doch nicht sein! Ich bekam sie noch immer nicht auf. Gleich würde sie mich erwürgen. Mir blieb nichts anderes übrig, als dem Zug der Kette zu folgen. Ich wurde in den Raum unter uns gezogen. Hier war es gruselig: In einem nebligen Licht stand ein Sarg mit einem knochigen Skelett vor mir. An der Wand klebte Blut. Geschockt schrie ich nach meinem Freund. Wo war er? Ich hörte und sah ihn nicht mehr und hatte Angst, dass ihm etwas passiert war. Die Kette zog wieder und führte mich zu einer Heizung. Ohne dass eine Hand half, waren meine Beine am Heizkörper festgebunden. Meine Arme konnte ich frei bewegen. Ich versuchte die Kette von meinem Hals zu zerren, aber sie schnürte mich enger und enger, sodass ich kaum noch atmen konnte. Ich hatte Panik, beruhigte mich aber langsam. Ich schaute mich um und sah Blut an der Wand und Skelette, die auf einem Haufen lagen. Als ich nach meinem Freund rief,

ging das Licht aus und ich war an einer anderen Heizung festgebunden. Wie das passierte, habe ich nicht gemerkt. Als das Licht nach einigen Minuten wieder anging und ich immer noch nicht wusste, wo ich war, sah ich meinen Freund reinkommen und ich fragte, ob er das sei. Er antwortete nicht und ich fragte noch einmal. Er kam immer näher und er sah furchtbar aus. Seine Haare waren zerwühlt und auf seinem weißen Hemd waren rote Blutflecke. Er machte mir Angst und ich versuchte Abstand von ihm zu halten, was nicht ging, weil ich an der Heizung festgebunden war. Er starrte auf die andere Seite des Raums und ich fragte mich, wo er hinguckte. Als ich meinen Kopf langsam zur Seite drehte, sah ich ein kleines Mädchen mit langem gelocktem schwarzem Haar. Ich fragte mit leiser Stimme, wer sie sei und sie antwortete mir, sie sei mal mit meinem Freund zusammen gewesen und angeblich hätte ich alles zerstört. Ich wusste nicht, wovon sie redete. Mein Freund hatte mir versichert, dass ich seine erste Freundin sei. Er sagte gar nichts, sondern schaute das Mädchen ohne zu blinzeln an. Ich fragte sie, ob sie mich von der Heizung losbinden könnte, als sich mein Freund plötzlich weinend auf den Boden setzte. Er sagte, dass es ihm Leid täte.

Ich fragte wieder mit leiser Stimme, was er damit meine. Er sagte, dass er mal mit dem Mädchen zusammen gewesen sei, aber Schluss mit ihr gemacht hätte, sie aber damit nicht klargekommen sei. Dann hätte sie sich in diesem Zimmer umgebracht. Ich schluckte. Ich fragte: »Also habe ich eben gerade mit ihrem Geist geredet?« Er antwortete: »Ja, hast du.« Ich wandte mich an das Mädchen und fragte sie: »Was willst du jetzt von mir?« — »Mich rächen!«, war ihre Antwort. Daraufhin machte ich klar, dass er jetzt mir gehöre und sie mich losbinden solle. Plötzlich verließ sie den Raum und verschwand ins Nichts. Mein Freund band mich los, aber die Kette saß zunächst noch sehr eng um meinen Hals. Während wir aus dem Haus gingen, lockerte sie sich immer mehr. »Irgendwie sind das Haus und die Kette seltsam miteinander verbunden«, sagte ich. Mein Freund nickte zustimmend und erzählte mir, was passiert war: »Das Mädchen und ich waren ein Jahr zusammen. Dann wurde sie depressiv, was ich nicht ausgehalten habe. Ich habe Schluss gemacht und sie hat alles versucht, wieder mit mir zusammenzukommen, aber ich habe sie nicht mehr geliebt und ich wollte mit niemandem zusammen sein, der depressiv ist.« Ich fragte ihn, warum er gelogen hatte, dass ich seine erste Freundin gewesen sei. Darauf bekam ich keine klare Antwort, stattdessen erzählte mein Freund weiter: »Sie machte mir das Leben zur Hölle und vor zwei Jahren ist sie gestorben, sie hat sich umgebracht.« Mein Freund entschuldigte

te sich bei mir und ich akzeptierte das alles, aber ich hatte Angst, dass sie in der Nacht zu mir kommen würde. Mein Freund sagte, ich solle keine Angst haben, weil es nur passieren würde, wenn wir wieder in diesem Raum wären.

Als wir an der Bushaltestelle ankamen, spürte ich, dass die Kette wieder enger wurde und ich spürte einen leichten Schlag auf der Schulter. Ich drehte mich um. Ein Messer sauste auf meinen Brustkorb zu. Ich spürte einen stechenden Schmerz, der sich im ganzen Oberkörper ausbreitete. Danach war alles schwarz.

Ich rief sofort einen Krankenwagen. Nein, meine Freundin durfte nicht sterben. Ich liebe sie doch. Die Polizei befragte mich und ich erzählte die ganze Geschichte vom Anfang bis zum Ende. Als ich der Polizei erklärte, dass die Seele meiner Ex-Freundin zugestochen hätte, glaubten die natürlich, ich sei verrückt.

Ich war einfach total fertig. Ich wollte den Eltern meiner Freundin alles erzählen und machte mich auf den Weg zu ihnen, aber als ich ankam, war niemand zuhause. Die waren sicher schon im Krankenhaus. Ich nahm den nächsten Bus und fuhr auch dahin. Bei der Information fragte ich mich durch. Station 3, Zimmer 110. Als ich in das Zimmer reinkam, sah ich ihre Eltern weinend am Bett ihrer Tochter sitzen. »Was hast du mit unserem Mädchen gemacht?«, schrie mich ihr Vater an. »Nichts!«, antwortete ich, »es war die Seele meiner ehemaligen Freundin. Sie hat zugestochen!« — »Seele? Seele? Sag mal, spinnst du? Wieso passt du nicht auf meine Tochter auf?«, zischte ihr Vater wütend. »Ich konnte nichts dafür. Wir standen an der Bushaltestelle und da hat sie von hinten zugestochen!«, sagte ich. »Ja, und jetzt liegt sie hier«, murmelte meine Mutter, »im Koma – und wir wissen nicht, ob sie durchkommt.«

Vollkommen fertig und traurig ging ich nach Hause. Ich wollte schlafen, aber es ging nicht, voll kaputt stand ich am Morgen auf und fuhr direkt ins Krankenhaus. Da lag sie, meine Freundin! Plötzlich sah ich ihr eines Auge blinzeln. Dann ein leichtes Zittern am ganzen Körper. Ja, sie wacht auf! Ich sprang auf, hielt ihre Hand und konnte es nicht fassen. Tränen der Freude liefen mir über das Gesicht. Ich war so erleichtert.

Meine Freundin schaute mich verwirrt an. Sie wusste nicht, wo sie war. Ich erzählte ihr, was alles geschehen war. An manches konnte sie sich erinnern, aber an den Angriff nicht.

Ich entschuldigte mich immer wieder dafür, dass ich sie zu unserem heimlichen Treffen mit in das Haus genommen hatte. Warum hatte ich das nur getan? Wir beschlossen, nie wieder dorthin zu gehen.

Bald durften wir uns sogar bei den Eltern von meiner Freundin treffen. Warum auch immer – sie hatten mir verziehen.

Defne

Die magische Truhe

Vor ein paar Wochen sind wir in ein neues Haus gezogen. Meine Eltern Julin und Henry haben sich entschlossen, umzuziehen, weil sie ein besseres Jobangebot bekommen haben. Mein Vater Henry hat ein Angebot bei der größten Kanzlei der Welt erhalten. Für mich ist es schwer: eine neue Schule und ein neues Viertel. Aber unser Haus ist groß und so schön! Es hat auch einen riesigen Garten. Allerdings gibt es da eine komische Sache: den Raum im Keller. Nachts höre ich oft ein Geräusch aus diesem Raum. Immer, wenn ich mich dem Raum nähere, wird es kälter. Da ist diese Tür.

Als ich sie aufmachen wollte, war sie verschlossen. Ich ging zu meiner Mutter und fragte: »Mama, warum ist der Raum unten im Keller verschlossen?«

Ich zeigte ihr, welchen Raum ich meinte, denn im Keller waren drei weitere Räume. Sie ging mit mir runter und sie wunderte sich, warum der Raum abgeschlossen war. Sie rief die Maklerin an und fragte, warum der Raum abgeschlossen sei. Die Maklerin sagte: »Ich habe leider keinen Schlüssel für diesen Raum, tut mir sehr leid.«

Meine Mutter wunderte sich, nahm eine Axt und schlug die Tür ein. Sie schaute schockiert durch die kaputte Tür, lachte und sagte: »Was ist denn das so schmutzig und leer hier? Muss mal dringend geputzt werden.«

Müde ging sie ins Bett, doch ich war sehr neugierig, ob da wirklich nichts in dem Raum war. Es war sehr dunkel darin, als ich ihn betrat. Ich suchte den Lichtschalter und fand ihn dann auch. Ich ging weiter voran und sah eine Kiste. Gerade als ich sie aufmachen wollte, ging das Licht wieder aus und ich sah nichts mehr außer dem großen Schlitz in der Tür. Plötzlich flackerte es und das Licht ging an und aus. Voller Angst rannte ich zur Tür. Doch dann sah ich eine Person. Sie war noch lebendig. Ich konnte sie wegen ihrer weißen Kleidung im Flackerlicht erkennen. Es war ein Mann, der mich verschreckt ansah. Er kam immer näher zur Tür. Er drehte seinen Kopf von rechts nach links, bis er ihn schnell schüttelte und dann plötzlich einen Schrei ausstieß, der total unmenschlich klang. Er rannte auf mich zu und ich rannte zur Tür.

Oh nein! Die Tür war verschlossen. Ich schrie laut, ich schrie so laut, dass ich auf mei-

nem alten Bett aufwachte. Ich war erleichtert. Ich dachte, es war alles nur ein Traum, doch dann sagte mein Vater: »Wir ziehen um, in ein großes Haus.« Ich erstarre. Es war so grausam. Meine Geschichte würde niemals enden. Niemand konnte mir helfen, außer ich mir selbst.

Ich musste den Mann aus dem Raum finden, aber wie? Als ich das meiner Freundin Christina erzählte, wollte sie mir zuerst nicht glauben. Später hörte sie von dieser Geschichte mit dem Mann und sie rannte zu mir. Wir gingen in die Garage von Christina, und gemeinsam entwickelten wir einen Plan, wie ich gegen den geheimnisvollen Mann gewinnen könnte.

Da ich wegen der Zeitschleife diese Szene im Keller immer wieder erleben würde, musste ich einen Weg finden, das Geheimnis und den Mann zu besiegen, bevor er mich tötete. Um das zu erreichen, musste ich jedoch einige Male sterben.

In den nächsten drei Nächten ging ich immer wieder in diesen Raum und lernte, wie ich mich bewegen musste, um nicht zu schnell zu sterben. Als ich Christina von meinen Erlebnissen im Keller berichtete, sagte sie: »Maria, lass uns in die Bibliothek gehen, da finden wir bestimmt etwas, das uns hilft.« — »Gute Idee, Christina!«, sagte ich. Also gingen wir dorthin. Plötzlich lief eine Frau auf uns zu und gab uns einen Schlüssel. Dann lief sie wieder weg. Ich wusste, was ich machen musste. Ich lief in den Raum. Da war er, der Mann. Er sah mich an und ging auf mich los. Da stand eine alte Truhe. Ich versuchte, die Truhe aufzubekommen, damit ich ihn darin einsperren konnte. In der Truhe blinkte mir ein scharfes Messer entgegen. Ich ergriff es blitzschnell und stach es in den Bauch des grässlichen Mannes.

Die Truhe schien Zauberkräfte zu haben. Sie zog den Mann an, sodass er hineinfiel. Da merkte ich, dass der Raum mitsamt der Truhe verschwand. Ich hatte es geschafft.

• 2. IST ES EIN TRAUM? IST ES WIRKLICHKEIT? UND WO IST DER UNTERSCHIED? •

Raphael

Traum im Traum

Ich rannte den Weg entlang. Schneller und schneller, aber er schien nicht enden zu wollen. Ich sah Mikel vor mir, wie er rannte.

Zack, stolperte ich, verlor die Kontrolle und stürzte mit dem Kopf auf den Asphalt. Auf einmal war alles schwarz, dann plötzlich wurde alles weiß. Ich schaute mich um. Ich stand in der Mitte eines weißen Raumes. Darin war ein großer blauer Kasten. Unsicher schaute ich ihn an, dann ging ich langsam auf ihn zu. In der Mitte des Kastens befand sich eine Tür. Ich ging immer langsamer, bis ich schließlich vor ihr stand. Schweiß tropfte von meiner Stirn. Langsam griff ich zur Türklinke und drückte sie herunter. Es knarrte leise, als die Tür sich einen Spalt öffnete.

Plötzlich sprang sie ganz auf. Dahinter befand sich ein weiterer Raum. Wieder weiß und leer, bis auf den Mann, der in der Mitte stand, auch ganz in Weiß gekleidet. Mit stumpfen, schwarzen Augen sah er mich an. »Komm näher«, forderte er mich auf. Ich nickte verängstigt und ging auf ihn zu. Mit jedem Schritt wuchs meine Angst, bis ich schließlich vor ihm stand. In mir fühlte sich alles seltsam leer an. Ich spürte, wie ich anfing zu zittern. Der Schweiß tropfte von meinen Haaren auf den glänzenden weißen Boden.

»Wo bin ich?«, fragte ich, doch der Mann antwortete nicht. Stattdessen sagte er zu mir: »Beantworte mir eine Frage. Wer soll sterben, Mikel oder dein Vater?« Mich packte die Angst. Alles in mir wurde kalt, ich wusste nicht, wohin mit meiner Angst. »Also?«, fragte er mich fordernd.

Plötzlich ging mir ein Licht auf. »Natürlich! Das ist nur ein Traum. Das kann nur ein Traum sein!«

»Mein Vater«, sagte ich selbstbewusst und dachte: Ihm wird schon nichts passieren. Ein schriller Ton war plötzlich überall in meinem Kopf. »Leon«, hörte ich jemand meinen Namen rufen. »Leon, wach auf!« Vorsichtig bewegte ich meinen Kopf nach rechts und links und öffnete vorsichtig meine Augen. Als ich mich umsah, konnte ich immer besser erkennen, wo ich mich befand und wer mich da aus meinem Traum aufgeweckt hatte.

Ich befand mich augenscheinlich in einem Krankenhaus und konnte mich an nichts erinnern. Ich war erfreut und verwirrt zugleich, als ich Mikel alleine sah. »Wo sind denn die anderen?«, fragte ich. Mikel sagte mir, dass sie nicht hier seien. Auf meine Frage, was passiert sei, antwortete er nur: »Du bist hingefallen und ohnmächtig geworden.« Da er so leicht nicht nachgab, musste ich noch weiter nachhaken: »Also wo sind alle? Meine Mom, mein Dad, mein Bruder? Wo ist meine Familie und meine Freunde?« Er merkte, dass er dem nicht mehr ausweichen konnte, also gab er nach: »Sie sind ... sie sind auf der Beerdigung deines Vaters.«

»Was?«, fragte ich ihn. Er antwortete daraufhin: »Leon, dein Vater ist gestorben.« Als er diese Worte aussprach, zitterte ich am ganzen Körper. Ich wollte einfach nicht wahrhaben, was er da gerade gesagt hatte. Aber nachdem ich diese Nachricht wirklich realisiert hatte, brachte ich nur noch heraus: »Es ist wirklich passiert, nicht? Mein Vater ist wirklich tot, oder?«

Mikel wollte mich trösten und ich fiel in Gedanken, während ich mit ihm den Korridor des Krankenhauses entlang lief. In dem Moment hatte ich eine Idee.

Wir rannten zusammen den Korridor entlang, vor mir die Krankenhaustür. Ich stieß sie auf und das grelle Licht strahlte mir ins Gesicht. Das Gras unter meinen Füßen fühlte sich gut an. Ich ging die Wiese entlang, um mich herum überall Blumen. Endlich spürte ich den Wind wieder, wie er mir durch die Haare wehte.

Ich war glücklich.

Dann prallten auf einmal Schweißtropfen von meiner Stirn auf den Boden. Ich wusste, was das bedeutete und es würde garantiert nichts Gutes sein.

Mir wurde schwindelig und ich taumelte zu einer Bank und setzte mich dorthin. Ich dachte mir: »Ich darf jetzt nicht wieder ins Koma fallen! Mein Vater ist tot und es ist meine Schuld.« Deprimiert schaute ich auf den Boden. Er war matschig und überall auf dem Boden waren kleine Pfützen.

»Ich muss ihn retten!«, dachte ich und stand auf. Meine Kleidung klebte an mir wie eine zweite Haut. Ich musste nur einen Baum finden und mich dort runter stürzen, dann würde ich wieder in den Raum gelangen und meinen Vater retten können.

Auch wenn ich mir sicher war, dass es funktionieren würde, hatte ich Angst davor. Ich ging zum nächsten Baum und kletterte langsam auf ihn rauf. Je höher ich kletterte, desto mehr Angst bekam ich.

18 ch war ganz oben angekommen. Mir war, als würde auf einem Hochhaus stehen.

»Und da soll ich runterspringen?«, dachte ich mir.

Doch bevor ich lange darüber nachdenken konnte, rutschte ich ab und fiel kopfüber vom Baum.

Mit einem lauten Knall landete ich auf dem Boden und vorsichtig öffnete ich meine Augen. Alles drehte sich, schnell schloss ich sie wieder. Der Boden unter mir fühlte sich seltsam weich an.

»Aufstehen, Faulpelz!« Mein Vater riss meine Zimmertür auf und lächelte mich an. Mein Vater lebt! Es war doch alles nur ein Traum gewesen. »Beeil dich!«, sagte er und schloss die Tür.

Erleichtert ging ich zum Fenster und lehnte mich auf das Birkenholzfensterbrett. Von unten sah der Mann in Weiß mich an.

Majd

Niemals aufgeben!

Mikel ist ein Junge, der Fußball über alles liebte. Er war der beste Fußballspieler aus seiner Schule, weil er sehr viel trainierte, aber auch weil er großes Talent hatte. Einmal, als er Fußball spielte, wurde er massiv gefoult und schlug mit dem Kopf gegen die Torlatte. Verwirrt lag er auf dem Rasen. Alles in seinem Kopf drehte sich und er fühlte sich elend.

Seine Freunde versuchten ihm aufzuhelfen, aber er sackte immer wieder zusammen. Schließlich brachten seine Kumpels ihn ins Krankenhaus. Dort schien er lange geschlafen zu haben. Als er endlich aufwachte, wusste er zuerst gar nicht, wo er war. Und warum war sein Vater plötzlich hier?

Mikel fragte ihn verstört: »Was ist los, wo bin ich?«

»Du bist im Krankenhaus. Du hattest einen Unfall beim Fußballtraining. Die Ärzte hier haben dich gründlich untersucht«, antwortete sein Vater stockend und schaute Mikel unsicher an. Dieser Blick, der war ganz einfach anders. Irgendwas stimmte nicht.

»Und was ... und was ist daran so schlimm?«, fragte Mikel und sah, wie sein Vater sich auf die Lippen biss und versuchte, seinem Blick auszuweichen.

»Ich muss dir was ... sagen, Mikel. Du ... du bist krank, sehr krank«, sagte der Vater fast im Flüsterton. Plötzlich spürte Mikel, wie sich sein Magen zusammenzog. Das war immer so, wenn etwas Unangenehmes geschah.

19

»Was für eine Krankheit? Sag es mir!« Mikel schrie und erschrak selbst über seine heisere laute Stimme.

Wieder biss der Vater sich auf die Lippen. »Du ... du hast Blutkrebs«, murmelte er. »Krebs? Ich habe Krebs? Aber mir geht es doch gut! Das kann doch nicht sein! Sind die sich da ganz sicher?«

Mikel konnte es nicht fassen. Eine Weile war es ganz still im Krankenhauszimmer. »Heißt das, dass ich sterben werde?«, fragte Mikel. Sein Vater konnte ihm nicht antworten. Tränen liefen über seine Wangen. Er nahm seinen Sohn in den Arm und hielt ihn so fest, dass Mikel spüren konnte, wie sehr er zitterte.

Diesen Augenblick würde Mikel niemals in seinem Leben vergessen. Dieser Augenblick war wie eine Tür zu einer Welt, die er ganz einfach nicht betreten wollte.

Genau hier fing Mikels Lebens an, sich voll und ganz zu ändern ...

Langsam, ganz langsam tropfte die gefährliche Medizin aus einer großen Plastikflasche über einen Schlauch in Mikels Adern und vergiftete alles, was ihm an sich gefiel. Mikel stellte sich vor, wie er bald aussehen würde. Er sah sich vor dem Spiegel stehen. Er sah, wie er sich durch seine Haare strich und Haarbüschel für Haarbüschel in seinen Händen hielt.

Er sah, wie seine Haut sich grau färben und er so rote Augen wie ein Monster bekommen würde.

Und diese Vorstellung war noch nichts im Vergleich zur Wirklichkeit, die er erlebte. Nach jeder Chemotherapie, die man ihm verpasste, konnte er kaum stehen. Er fühlte sich sehr schwach und ohne einen Funken Energie. Hinterher war ihm so übel, dass er würgen musste und sein ganzer Körper krampfte. Dann nach ein paar Tagen fühlte es sich an, als wenn seine Haut verbrennen würde – es war furchtbar.

Wenn die Schmerzen irgendwann endlich weniger wurden und Mikel einfach nur da lag, träumte er davon, ein Profifußballspieler zu sein oder wenigstens ein ganz normales Leben zu führen, wie alle anderen in seinem Alter auch. Dass er inzwischen keine Haare mehr am Körper hatte und seine Haut wie ein rosa Flickenteppich aussah, bemerkte er kaum noch. Sein Zustand verschlechterte sich immer mehr. So sehr, dass er es vor Schmerzen kaum aushalten konnte und in einen unendlich tiefen Schlaf fiel, der ihm endlich Ruhe schenkte. Nicht nur Ruhe, sondern schönste Träume. Plötzlich stand er in seinem Lieblingsstadion Camp Nou und sah seinen Lieblings-

spieler Lionel Messi.

»Komm, wir haben jetzt Training«, sagte Messi.

»Meinst du mich?«, fragte Mikel unsicher.

»Wen sonst? Wir haben am Samstag unser wichtigstes Spiel gegen unseren härtesten Gegner, Real Madrid. Sag mal, ist dir überhaupt klar, dass wir hier über das Finale in der Champions League sprechen?«

Mikel zuckte mit den Schultern und begleitete ihn aufs Spielfeld.

Nach seinem ersten Training traute Mikel sich endlich, die Frage zu stellen, die ihn schon die ganze Zeit quälte. »Wie bin ich hierhergekommen?«

»Der Verein hat dich gekauft. Du bist ein super Spieler, vielleicht wirst du ein Superstar!«, antwortete Messi.

Mikel konnte nicht glauben, was er da hörte. In seinem ganzen Körper bebte es, so freute er sich. Am nächsten Tag, 20:45 Uhr war Anpfiff des Spiels gegen Real. Von Anfang an fühlte Mikel, dass dieses Spiel besonders, ja, einzigartig war. Er flog über das Spielfeld, dribbelte wie ein König und schoss nach 10 Minuten das erste Tor. Es war unglaublich, nur 15 Minuten später verwandelte er eine Flanke zu einem weiteren Tor. Als er dann noch in der zweiten Halbzeit einen Elfmeter versenkte, war er nicht mehr zu halten. Nach dem Abpfiff war Mikel der glücklichste Mensch der Welt. Durch ihn hatte die Mannschaft den Pokal geholt. Er konnte es nicht fassen!

»Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?« Eine Reporterin hielt ihm ein Mikro unter die Nase. »Sie sind unglaublich. Sie waren heute der beste Spieler auf dem Feld und Sie haben drei Tore geschossen. Wie fühlen Sie sich?«

»Es ist unbeschreiblich. Ich fühle mich sehr, sehr gut. Ich war noch nie so glücklich wie heute.«

Seine Freunde umarmten ihn und das ganze Stadion rief laut seinen Namen. »Miguel! Miguel!«

Plötzlich rüttelte etwas an ihm, sein Körper spürte warme Hände. Er wachte auf und stellte fest, dass er immer noch im Krankenhaus war und sein Vater ihn an seinen Schultern hielt.

»Wie geht es dir? Besser?«, fragte der Vater.

»Ja, mir geht es besser«, sagte Mikel. »Jetzt weiß ich, was wichtig ist! Es ist nicht die Zeit, um aufzugeben und zu sterben. Ich werde gegen diese Krankheit kämpfen, denn ich habe ein großes Ziel und ich werde es erreichen.«

Der Traum

»Jane, aufwachen!«, rief meine Tante Babara von unten.

»Ja, ich komm schon!«, antwortete ich mit gelangweilter Stimme.

Fünf Minuten später schlurfte ich immer noch gelangweilt die Treppen ins Erdgeschoss runter.

»Könntest du noch mal nach den Schweinen gucken?«

»Boa, ich war doch schon gestern an der Reihe.«

Sie sah mich genervt an und antwortete: »Du konntest dich schon den ganzen Tag ausruhen und wenn man dich einmal um Hilfe bittet, hast du keinen Bock! Ich habe dich wie mein eigenes Kind aufgezogen und das ist dein Dank!«

»Ich kann doch auch nichts dafür, dass Mama und Papa gestorben sind!«

Mir schossen Tränen in die Augen, wie konnte sie mir das nur antun? Ich nahm meine Jacke in die Hand, riss die Tür auf und rannte los. Tante Babara schrie mir noch hinterher, ich solle warten, sie hätte es nicht so gemeint. Doch jetzt konnte ich nicht mit ihr reden. Ich rannte zu meinem Lieblingsplatz auf den Heuboden. Nach einiger Zeit fielen mir die Augen zu, kurz darauf wachte ich von einer Stimme auf, die meinen Namen rief: »Jane, Jane wo bist du?!«

Ich war nach diesem Fiasko nicht bereit, ihr zu antworten, geschweige denn, sie zu sehen. Nach langem Nachdenken kam ich zu dem Entschluss, doch mal zu gucken, was da draußen los war.

»Hallo ist da wer? Tante Babara?!«, schrie ich. Doch keiner antwortete. Im Augenwinkel sah ich etwas Graues, das ich nicht einordnen konnte. Es bewegte sich sehr schnell auf mich zu. Ich drehte mich um und sah einen Hurrikan, der genau auf mich zukam. Ich rannte so schnell ich konnte, doch da wurde ich auch schon hochgehoben, höher und höher, bis ich im Auge des Hurrikans war. Neben mir wurden Bäume, Dachziegel, ja, sogar Schafe durch die Gegend geschleudert. Ich hatte so viel Angst wie noch nie. Ich wünschte, Mama und Papa wären jetzt hier!

Das Graue im Inneren des Hurrikans löste sich nach und nach auf. Ich fiel tiefer und tiefer und landete unsanft auf einem Heuballen. »Aua«, schrie ich vor Schmerz, »wo bin ich hier nur gelandet?«

»Du kannst uns nicht das wegnehmen, was wir am meisten lieben«, sagten zwei Menschen, die vor mir standen.

»Hallo, wo bin ich hier?!, fragte ich.

»Jane Rose ist die wahre Thronerbin«, sagte die eine Person zu der anderen und nahm dabei keine Rücksicht auf mich.

»Hallo, versuchte ich es ein zweites Mal. Doch wieder schien mir keiner zuzuhören.

Da ertönte neben mir noch eine Stimme. »Jane ich bin der Geist der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ich werde dir zeigen, was wirklich vor 11 Jahren passiert ist.«

»Ja ... nee, is' klar! Ich bin dann übrigens die Prinzessin von England«, sagte ich mit einem ironischen Unterton.

»Na klar bist du die Thronerbin von England«, sagte er mit viel zu tiefer Stimme für seine zierliche Gestalt.

»Pffff, na gut, dann beweise es mir doch.«

»Alles klar! Einmal der Tag, als das Schicksal seinen Lauf nahm. Bitte!« Er packte mich am Arm und da waren wir auch schon weg. Wir landeten vor dem Buckingham Palast.

»Was machen wir hier? Und du bist wirklich ein Geist? Ok, ok! Das Theaterspiel ist vorbei. Kann ich jetzt bitte wieder nach Virginia zu meiner Tante Babara?«

»Erst, wenn du die ganze Wahrheit erfahren hast.«

Ich sah ein kleines Mädchen, das im Schlossgarten herumlief.

»Jane, kommst du jetzt rein? Es ist sehr kalt«, sagte eine Stimme, die mir sehr bekannt vorkam.

»Ja, aber Mami ich bin doch nicht alleine. Chuck ist doch bei mir.«

Ch...u..ck – das ist doch mein Fantasietier, das ich mir einst ausgedacht habe. Eine Mischung aus Hase, Delphin, Donut.

»Woher kennt sie Chuck?!«, fragte ich den Geist der Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Jetzt wurde mir klar, was hier gerade abließ.

»Oh, das Mädchen, das bist du«, sagte der Geist und balancierte auf der Mauer vor dem Buckingham Palast umher.

»Was ich? Das geht doch gar nicht? Ich bin doch schließlich in Amerika aufgewachsen.«

»Ja, das kann sein, dass du dich nur noch daran erinnerst, aber du bist in London geboren und hast hier gelebt, bis du sechs Jahre alt warst und ... naja, deine Eltern gestorben sind.«

»Aber warum hat mir nie jemand davon erzählt, dass ich Prinzessin von England bin?«

Und warum wohne ich bei meiner Tante und nicht hier?«

Mir schossen so viele Gedanken durch den Kopf.

»Das war alles nicht so leicht«, fing der Geist an. »Deine Eltern waren König und Königin von England. Sie waren die beste Königsfamilie, die man kannte. Deine Mutter hatte einen Bruder, der sich so nach Macht sehnte, dass er seine eigene Schwester und seinen Schwager umbringen wollte. Eines Tages, du warst sechs Jahre alt ...«, er fing gerade an zu erzählen, da kam die Königsfamilie aus dem Schloss.

»Komm, Jane Rose«, sagte die Königin, also meine Mama.

»Ja, ich komm schon!«, sagte das kleine Mädchen, das ich war. Die Königsfamilie stieg in die Limousine und fuhr zu einer Tee-Party.

»Komm!«, sagte der Geist zu mir. Er packte mich an der Hand. »Wir gehen dahin, wo der Unfall geschah.«

Wir erreichten die Tower-Brigde, auf der ein Riesenstau war. Da war ein besonderes Auto, das Königsauto. Der Verkehr stand vollkommen still.

»Schau mal Mami, ein Schmetterling«, sagte eine Stimme aus dem Königsauto. Ich war sechs Jahre und stieg aus dem Auto. Ich rannte einem Schmetterling hinterher. Ich schaute mir selber hinterher. Doch da hörte ich plötzlich eine Stimme hinter mir: »Jane, nein!« — »Neeee...iiii...nnnnn«, alles um mich herum drehte sich und plötzlich lag ich wieder in meinem Bett.

»Jane, ist alles okay?«, fragte eine Stimme neben mir. Ich drehte mich um und da stand meine Mama. »Jane, du hast so geschrien. Ist alles gut?«

»Ja, ich glaube schon. Das war alles nur ein Traum.«

Viktor

Ausflug in die paranormale Welt

Jay Goldfield, 14 Jahre alt, lebt in Alabama

Als Jay auf dem Weg nach Hause war, sah er sie schon von weitem, Marek und seine beiden Freunde Paul und Andi.

Marek kam einen Schritt näher und sagte: »Hey! Loser, komm her!«

Jay ignorierte ihn und ging weiter. Als er an Marek vorbei gehen wollte, schlug er Jay in den Bauch. Um ihn herum verstummte kurz die Welt, er ging zu Boden, er bekam keine Luft mehr, kurz dachte er, er würde sterben, doch dann strömte frische Luft in seine Lunge.

»So und jetzt gibst du uns ganz brav dein Geld!«

»Hab ... nichts«, stöhnte Jay.

Ein Tritt in die Seite brachte ihn zum Schweigen. Sie durchsuchten ihn, fanden aber nichts, wodurch seine Aussage bestätigt wurde. Man sah Marek die Enttäuschung an, aber er konnte nichts daran ändern. Sie gingen und Jay versuchte sich auf das Atmen zu konzentrieren.

Am nächsten Morgen in der Schule war er sehr müde. Er hatte fast nicht geschlafen und wenn doch, hatte er Alpträume. Im Unterricht konnte er sich nicht wach halten. Er schlief ein — das war ein Fehler. Mr. Cole erwischte ihn, packte ihn am Genick und schrie: »Goldfield, du schlafst in meinem Unterricht? Los, in den Keller, Kisten schleppen!«

Der Keller war unheimlich. Jay war weder gern noch freiwillig hier. In den Kisten, die er tragen sollte, waren Lebensmittel für die Cafeteria. Er trug die Kisten hin und her, aber etwas war anders. Zuerst wusste er nicht, was es war, aber dann fiel es ihm auf. Es war eine neue Tür da. Jay war sofort neugierig, er öffnete sie langsam und er betrat ... den Raum.

Als Jay aufwachte, fand er sich auf einem Krankenhausbett liegend wieder. Als er an sich herunterschaute, erstarrte er. Er war erwachsen, ungefähr Mitte 20. Er war an vielen verschiedenen Geräten angeschlossen, aber sie waren abgeschaltet und er bemerkte, dass er sie nicht brauchte. Also entfernte er die Verbindungsadeln von seinem Körper.

Als er aufstehen wollte, erschrak er. Ein Körper, der mehr als blass war und an dessen Mund getrocknetes Blut klebte, lehnte im Türrahmen. Jay taumelte auf den Krankenhausgang. Überall lagen Patienten und Ärzte, alle tot. Jay hechtete zu einem Fenster. Er brauchte frische Luft. Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Nichts bewegte sich, alles war still. Doch da! Eine Bewegung hinter einem Baum, eine Gestalt humpelte hinter dem Baum hervor und bewegte sich über den Krankenhausparkplatz. Plötzlich schoss etwas aus der Baumkrone und traf die Gestalt in den Rücken. Ein unmenschlicher Schrei ertönte und sie fiel zu Boden. Jay erschrak, denn die Gestalt begann sich aufzulösen. Sie krampfte sich zusammen, bis sie still liegen blieb und im Nichts verschwand.

Eine Person sprang aus der Baumkrone. Jay konnte nur erkennen, dass sie wahrscheinlich ein Mann war. Auch wenn sie sich ein bisschen tollpatschig bewegte, er-

kannte Jay den männlichen Gang. Sie hatte eine Manchester United Kappe auf und eine Pistole in der Hand. Flink rollte er sich ab und lief zu der Stelle, wo die Gestalt verschwunden war. Jay drehte sich vom Fenster weg. Das war alles zu viel für ihn, er taumelte und fiel hin. Dort blieb er liegen, bis er glaubte, dass seine Kräfte wiederkehrten. »Ich muss mich jetzt konzentrieren!«, dachte er. Er rappelte sich auf und guckte sich um, überall lagen Tote aber das störte ihn jetzt nicht mehr. Er schaute sich kurz um und fand dann das Schild zum Operationssaal. Jay ließ seinen Blick durch den Saal wandern und fand, was er suchte: einen Operationstisch mit Werkzeug darauf, auch ein Skalpell, er nahm es und würde es als Waffe benutzen. Er ging die Treppen hinunter bis zum Ausgang. Draußen erwartete er frische Luft, aber stattdessen roch es nach gammeligem Fleisch. Ihm wurde übel, so übel, dass er erbrechen musste. Ihm fiel auf, dass er in der Nähe des Platzes war, wo die Gestalt sich aufgelöst hatte, denn da waren der Baum und kaputte Autos. Er ging schneller und fand bald die Stelle. Auf dem Boden lag ein offener Rucksack. Es war nichts mehr darin, aber Jay guckte trotzdem nochmal nach. Da fand er etwas ... einen versteckten doppelten Boden, den hatte wohl jemand übersehen. Er schaute neugierig in das Fach. Es war ein Stück getrocknetes Fleisch und ein Stück Holz darin. Letzteres war schön verarbeitet und es war ein kleiner Knopf daran angebracht. Er drückte ihn. Es klappte sich ein Messer aus, das sich immer weiter ausklappte, bis es zu einem Katana, einem asiatischen Kampfschwert, wurde. Jay war so froh, er hätte Luftsprünge machen können, denn jetzt hatte er eine vernünftige Waffe. Gestärkt mit Mut ging er aus dem Krankenhausgelände raus. Da war eine kleine Stadt, eigentlich ganz idyllisch. Er schaute auf kleine Häuser mit Gärten, die wahrscheinlich mal sehr gepflegt ausgesehen hatten.

Plötzlich eine kalte Klinge an seinem Hals: »Who are you?«

Er fragte sich ob das ein schlechter Scherz sei. Egal! »Ich heiße Jay Goldfield und habe keinen Plan, wo ich hier bin ...«

»Oh, you are a finder? Okay, I believe you! I am a Britain Jäger!«

»O ... O-Okay ...«, die Klinge entfernte sich von seinem Hals und ertspürte einen freundschaftlichen Schlag auf seiner Schulter. Er schaute nach hinten. Da stand ein dünner, halbstarker Brite mit einem Messer in der Hand und einer Glock im Gürtel. Er hatte eine Manchester United Kappe auf. Sie gingen die Straßen entlang und Jay erfuhr, dass der Mann Larry hieß. Sie verstanden sich auf Anhieb gut und Larrys britischer Akzent war so lustig, dass Jay schon wieder munter war. Doch plötzlich ein

Schrei. Es war so ein Schrei, wie ihn Jay immer in den Indianerfilmen gehört hatte, eine Art Kampfschrei ...

Aus allen Ecken kamen Menschen, aber sie sahen Menschen nur ähnlich, ihre Münder waren blutverkrustet, ihre Blicke wirr und sie taumelten und stapften auf sie zu. Larry zog blitzschnell seine Glock und schoss diesen Monstern eins nach dem anderen in den Kopf, doch es kamen immer mehr und dann kam nur noch »Klick, Klick, Kli-klick«. Larry schrie mir zu: »Wir müssen laufen, laufen ist unsere einzige Chance!«

»Aber wohin?«, dachte Jay, »wohin sollten sie laufen?« Aber da lief Larry auch schon los und ehe Jay sich versah, lief er ihm hinterher. Sie liefen auf ein Haus zu, das eine Garage hatte, Larry nahm Anlauf, kam mit den Fingern an das Dach und zog sich hoch. Jay versuchte es auch, schaffte es jedoch aber- und abermals nicht, bis Larry ihm die Hand reichte und ... es klappte!! Als er auf dem Garagendach angekommen war, sah er nur noch Larrys Fuß in einem offenen Fenster verschwinden. Jay wusste nicht, was er tat, aber er kletterte ihm einfach nach. Als er in das Zimmer dahinter einstieg, packte ihn eine starke Hand und presste ihm ein Messer an die Kehle. Blut tropfte an seinem Hals hinunter.

Ein Schuss aus einer Glock und die Hand des Angreifers wurde schlaff. Larry hatte es geschafft, seine Glock neu zu laden und den Mann zu erschießen. Jay sah schwarze Punkte, er wurde schwach und fiel hin. Er konnte einfach nicht mehr. Als Jay die Augen öffnete, sah er sich auf einem Bett. Larry saß neben ihm und er sprang sofort auf, als er merkte, dass Jay aufwachte: »Jay, I'm so happy, du hast es geschafft!«

»Hm ... das fühlt sich aber nicht so an ... Ich hab noch gar keine Kraft!«

Larry holte ein kleines Fläschchen aus seiner Tasche: »Hier trink das! That gives you power und macht wach!«

Jay trank zwei große Schlucke einer Flüssigkeit, die so bitter war, wie er es sich nie hätte vorstellen können. Das Zeug rann durch seine Speiseröhre und verteilte sich blitzschnell in seinem Körper. Überall, wo sie langließ, verbreitete sich ein wohliges und gutes Gefühl. Seine Muskeln entspannten sich und plötzlich strotzte er nur so vor Energie, vom linken Zeh bis zum rechten Daumen plus Kopf, alles voller Energie und Kraft.

»Was ist das?«, fragte Jay.

Larry antwortete: »Grauplerblut, but don't panic, it's not toxic!«

Jay war das egal. Hier war alles so anders, dass er sich über nichts mehr wunderte.

»Wir müssen weiter!«, sagte Larry. Sie gingen durch die Straßen und da sah Jay etwas glitzern in einem Haus. Er lief dorthin und ging zur Tür. Sie war verschlossen. Aber da! Jay sah ein offenes Fenster, er kletterte hindurch und wurde von dem Glitzern geblendet, sah aber trotzdem eine Kiste!

Jay rannte auf sie zu. Als er sie öffnen wollte, presste sich ein Lauf an seine Schläfe.

»So, my little finder! Game over now!«

»Larry?«

»Yes! Und jetzt Bye-Bye!«

Ein stechender Schmerz durchfuhr seine Wirbelsäule. Er wurde bewusstlos.

Jay fiel. Er fiel und fiel und fiel, immer tiefer und tiefer ... fast ins Bodenlose. Überall um ihn herum war es schwarz.

Plötzlich nahm er einen Geruch wahr, einen Geruch, den er kannte: Tofu-Gemüse mit Reis. Das Cafeteria-Essen! Die Welt wurde hell um ihn herum und er stand in dem Raum, in den er so neugierig eingetreten war. Er sah an sich herunter und bemerkte, dass er wieder ein Kind war. Er wollte sich schon freuen, aber dann sah er sich erst richtig in den Raum um, er glich einer Gummizelle und in der Mitte stand Larry.

»Das hast du very good gemacht, Jay! Aber die paranormale Welt is nothing for you.«

»Wer bist du wirklich? Warum hast mich wieder in diese Welt versetzt? In der anderen gibt es keine Schläger wie Marek und ich hätte mich bestimmt an die neue Welt gewöhnt ...«

»Du weißt genau, that's not true. Du würdest dich nie an diese Welt gewöhnen!«

Jay wusste in seinem Inneren, dass es so war. Aber dass Larry es so einfach ausgesprochen hatte, schmerzte ihn. Er würde es begreifen müssen.

Larry unterbrach seine Gedanken: »Ich weiß genau, was du gerade denkst, aber du wirst es so hinnehmen müssen. I will always believe in you und auch wenn du jetzt wieder ein Kind bist, hast du die Kräfte eines erwachsenen Mannes. Du musst sie nur einsetzen, you must feel them.«

Jay spürte in sich hinein, aber da war nichts, nur das kindliche kleine Ich seines Selbst:

»Aber ich fühle nichts.«

»Die Zeit wird kommen, dann wirst du die mentale Kraft mehr denn je brauchen.«

Jay musste das verstehen: »Na gut ... ich werde sehen ...«

»Genau, und jetzt muss ich wieder in die paranormale Welt zurück!«

28 »Paranormale Welt? So hieß diese Welt also!«, dachte Jay.

»Ich muss nur den PNTPAWDG, den ParaNormalenTransPorter für AndereWelten-DerGalaxis benutzen!«

»Ok, ich glaub', du bist ein bisschen verrückt! Egal, benutz' dein PNTA ... DingsBums und geh', denn ich werd' mich hier schon zurechtfinden ...«

»Na gut dann geh ich ... geh ich ... geh ich ... geh! Ich.«

Das Echo hallte noch in seinen Ohren. Da war er schon weg.

Jay sah sich um und fand sich bei sich zuhause auf dem Flur wieder.

»Hallo!«

»Ach du bist's. Na, Schule schon aus? Lass mich aber gefälligst in Ruhe, klar?«

Oh man ... seine nervige große Schwester, sie ärgerte ihn, wo sie nur konnte ...

»Jaja, ich nerv' dich schon nicht. Wo ist Mum?«

»Keine Ahnung, JJ, wahrscheinlich ist sie noch bei der Arbeit!«

»Ist ja gut, ich hab doch nur gefragt!«

Er ging in sein Zimmer und setzte sich an den PC. Er klickte auf das Icon für Google und gab „Paranormale Welt“ ein. Es kamen jede Menge Horrorfilme und Bücher, aber es gab nichts, was auch nur annähernd seiner Vorstellung entsprach. Er schaute noch ein paar YouTube-Videos, dann gab er auf. Als er zu Bett ging, schlief er schneller ein als erwartet. In seinen Träumen war er bei Larry. Sie erkundeten die Paranormale Welt und kletterten auf die schönsten Berge. Sie ärgerten ein paar der Kreaturen, indem sie auf Bäume kletterten und zusahen, wie sie versuchten, die Stämme hochzuklettern. Keinem von ihnen gelang es. Dann saßen sie in einem Cabrio und fuhren aus der Stadt hinaus an den Ozean. Sie badeten und tauchten und es war eine der schönsten Zeiten seines Lebens. Und dann wachte er auf. Er wollte es gar nicht, aber seine Mutter weckte ihn und sagte, er solle zur Schule gehen. Heute hatte er sich etwas vorgenommen. Jay war auf dem Schulweg und erwartete ihn und da kam er auch schon – Marek. Diesmal hatte Jay extra Geld mitgenommen, das fröhlich in seiner Hosentasche klimperte. Marek sagte: »Ey, Loser, diesmal höre ich das Geld ja schon klimpern. Los rück es raus!« Jay ging einfach weiter. Marek ballte seine Fäuste, zielte auf seinen Kopf und schlug zu, aber Jay wehrte den Schlag ohne groß nachzudenken ab. Unvermittelt hielt er Mareks Arm und drehte ihn auf die Seite. Marek schrie vor Schmerz. Jay holte aus und traf Marek zweimal in den Bauch. Dann nahm er seinen ganzen Mut zusammen und schlug Marek mit aller Kraft auf die Schläfe. Dieser fiel um wie ein Sack Kartoffeln. Jay ließ ihn liegen und ging zur Schule. Er fühlte sich so gut wie schon lange nicht mehr.

29

Jay bekam immer bessere Noten. Marek ärgerte ihn nicht mehr und das Verhältnis zu seinem Lehrer verbesserte sich. Jay hatte seine mentale Stärke gefunden! Er dachte fast gar nicht mehr an die paranormale Welt und auch nicht an Larry. Nur manchmal in seinen Träumen erlebten sie gemeinsam Abenteuer ...

Alles hatte sich zum Besseren gewendet!

Denisse

Gestalt ohne Gesicht

Eine verlassene Schule.

Drei beste Freunde wollen sich an einem Mittwoch treffen. Was danach geschieht, glaubt den Dreien niemand.

Lehrer: Schüler, seid mal bitte leise, wir haben nur noch zwei Stunden. Das könnt ihr aushalten!

Mari: Null ... Lea, du weißt, heute bei mir um 17 Uhr, oder?

Lea: Ja genau!

Lehrer: Bitte bearbeitet Seite 13, Aufgabe A1 bis B9.

Ring Ring. Leas Telefon läutet.

Mari: Hallo, Lea?

Lea: Ja, ich bin's. Kann sein, dass es länger dauert.

Mari: Warum?

Lea: Diego ist hingefallen und muss wieder nach Hause, um sich umzuziehen.

Hahahaha!

Diego: Das stimmt nicht!

Lea: Hahaha stimmt doch ... egal, wir kommen gleich.

Mari: Alles gut. Bis später.

Klop, klop.

Lea: Sollen wir losgehen?

Mari: Ja klar!

Diego: Abeeeeer, bevor wir gehen, könnten wir was essen?

Mari: Klar, kommt rein.

Lea: MAAA-RI?!

Mari: Ja?!

Lea: Renn!

Mari: Was? Wieso?

Lea: Ahhhh! Was war das!

Diego: Egal, renn weiter!

Mari: Da! Lass uns dort reingehen.

Lea: Nein, wir wissen nicht, was uns dort erwartet.

Diego: Egal, Hauptsache, ich sehe diese Gestalt nie wieder!

Diego: Ich ruf Leó an.

Leó: Hallo, wie geht's?

Diego: Leó, komm schnell!

Leó: Warum? Wo seid ihr?

Mari: Im Wald in irgendeinem alten Haus. Kann aber auch 'ne verlassene Schule sein. Wir sind uns nicht sicher.

Lea: Schickt mir euren Standort.

Mari: Ok.

Nach einer Weile:

Lea: Wann kommt er?

Ein Geräusch, etwas fällt hinunter.

Diego: Was war das?

Mari: Ähh... Oh nein! Kommt, wir gehen weiter!

Lea: Da! Da ist eine Tür, lass uns dort reingehen.

Mari wählt noch einmal Leos Nummer.

Mari: Beeil dich! Wo bist du?

Diego: Ich komm' ja schon! Aber was ist denn los?
Mari: Siehst du das nicht? Eine komische Gestalt ist hinter uns her.
Diego: Hahahah, ich kann mich selber verarschen. Mann! Ich hatte noch was vor.
Ich dachte, es wäre wichtig!

Endlich ist Leó am Handy.

Mari: Ich schwöre es dir, wir lügen dich nicht an! Komm bitte!
Leó: Ok, ok! Bin in 20 Minuten da, wartet!
Diego: 20 Minuten! Verdammt lange!
Mari: Ok, Leute! Wir rennen runter, aber leise, ok?
Diego: WIE? ES KOMMT VON UNTEN!?
Mari: Beruhig dich! Sei leise, sonst hört es uns. Außerdem gibt es nicht nur diesen einen Weg, der runtergeht, wir nehmen einfach den anderen Weg!
Lea: Leute wir müssen los!

Die Gestalt kommt hoch.

Mari: Es kommt!!! Los, weg hier!
Diego: Rennt!
Lea: Da! Wir gehen da rein.

Es klingelt.

Lea: Hallo, wo bist du?
Leó: Hier ist keine Schule oder sowas Ähnliches!
Mari: Hä? Na klar, wir sind doch nicht blöd!
Diego: Leute, seid mal leise!
Leó: Macht keinen Mist! Ich hab was Besseres zu tun als hier rumzusuchen.
Diego: Wir auch!
Lea: Junge, beeil dich und such' einfach weiter!
Leó: Ich bin jetzt hier an dem Standort, den ihr durchgeben habt, aber hier ist nichts!

Mari: Was!?
Diego: Le-Leu-Leut-LEUTE?
Mari: Lea, was machen wir jetzt?
Diego: Ey, LEUTE!!!
Lea: Mari, ich weiß es nicht, aber wir müssen jetzt gehen, und zwar sofort!
Mari: Ja ... los!
Diego: LEUTEEE!
Lea und Mari: WAS IST DENN?
Diego: Es steht dort und guckt uns die ganze Zeit an!
Mari: Wo?
Lea: Da! Los, rennt!
Mari: NEIN! Ich will wissen, was es von uns will!
Lea: Bist du dumm?
Mari: WAS WILLST DU VON UNS? Lass uns einfach gehen. Wir wollen nichts klauen oder dich stören. Verschwinde!
Gestalt: Ich würd an deiner Stelle nicht so frech sein, Mari!
Mari: Woher kennst du meinen Namen?!

Lea zieht Mari weg.

Diego: Bist du beknackt?
Mari: Nein, ich will nicht mehr wegrennen!
Lea: Egal! Da ... da ... ist eine komische Tür. Los, wir gehen da rein.
Mari: Lea, was ist das für ein Raum?

Sie betreten den Raum.

Lea: Diego mach mal das Licht an.
Diego: Wo ist denn der Schalter?
Mari: Hey, Lea. Warum fasst du mich an?
Lea: Was? Ich bin nicht mal in deiner Nähe!
Mari: Hä? Was fasst mich denn hier an?
Diego: Hab ihn!

Das Licht geht an.

Diego: Mari! Lea! Was ist das?

Mari: Ich glaube, ein Altar.

Lea: Warum sind da Bilder von uns?

Diego: Ihh, dieses Bild da! Das ist ja grässlich.

Mari: Ist das die Gestalt auf dem Bild? Wie ekelig! Warum hat die Gestalt ein verbranntes Gesicht?

Diego: Boah! Alter, mir wird schlecht!

Mari: Leute wir sind verloren!

Lea: Da kommt was ...

Gestalt: Warum lauft ihr weg?

Mari: Leute, auf drei rennt ihr weg, ok?

Lea: Und du?

Diego: Nein, wir lassen dich nicht allein!

Mari: Vertraut mir.

Lea, Mari, Diego: Eins, zwei und drei ... los!!!

Die Gestalt sinkt herab. Lea und Diego gucken Mari an. Mari zwinkert und die beiden rennen weg.

Mari: Was willst du von uns?

Gestalt: Von euch?

Mari: Ja, von uns!

Gestalt: Kannst du dir das nicht denken? Schau mich an! Wie du sehen kannst, habe ich kein so hübsches Gesicht wie du. Deshalb brauche ich dein Gesicht. Und weil du so schön bist, nehme ich gern das komplette Programm!! Nicht nur dein Gesicht, sondern auch gleich Körper, Seele und Geist.

Mari: Du bist krank!! Lass mich gehen, du bescheuertes Etwas!

Gestalt: Hahah! Du kannst hier nicht raus!

Eine Stimme aus dem Nichts: Mariiii ..., Mariiii!

Mari: Wa-Warum? Wo bin ich?

Lehrer: In der Schule, wo denn sonst?

Mari: Wie?

Lehrer: Mari, du passt nicht auf und obendrein störst du meinen Unterricht!

Mari: Entschuldigung.

Mari leise zu Lea: Lea, was ist passiert?

Lea: Du bist eingeschlafen. Heute bei dir, ne?

Mari: Was? Bei mir?

Lea: Diego und ich kommen heute zu dir. Hast du das schon vergessen?

Mari: H-ä, Hä? Egal ... na ja? Was wollten wir noch mal bei mir machen?

Lea: Zur verlassenen Hütte gehen! Boah, hast du ein Kurzzeitgedächtnis! Was ist denn? Du guckst so komisch?

Mari: Erzähle ich dir später.

Diego: Hahah. Bist du betrunken?

Mari: Ha-ha-ha-ha!

Als Mari nach draußen auf den Schulhof geht und noch darüber nachdenkt, was passiert sein könnte, sieht sie die Gestalt aus ihrem Traum. Sie steht dort und winkt ihr zu.

Aleyna

Horror in der Hütte

An einem Montag treffen sich die drei besten Freundinnen Lena, Denisse und Defne, die sich schon seit der fünften Klasse kennen. Sie treffen sich nach der Schule und gehen zur verlassenen Hütte, weil in der Pause über die Hütte geredet wurde. Da soll es anscheinend jemanden geben, der Kinder zu sich lockt und sie dann in die Hütte führt. Er erzählt ihnen, dass sie dort fliegen können. Denisse findet heraus, wo die Hütte ist und fragt Lena und Defne, ob sie dorthin mitkommen würden. Defne ist sofort dabei, aber Lena ist sich am Anfang nicht sicher, geht dann aber doch mit.

Sie treffen sich vor der Schule und gehen von da aus los. Als sie ankommen, fällt ihnen der Stacheldrahtzaun, der um die Hütte herumführt, auf. Die drei haben ein schlechtes Gefühl, als sie die Hütte betreten. Umkehren wollten sie aber nicht. Irgendetwas zieht sie in die Hütte.

Sie sehen, dass in der Hütte eine Tür ist. Denisse traut sich, die Tür zu öffnen und einen Schritt voran zu gehen. Lena und Defne folgen ihr und gehen ebenfalls einen kleinen Schritt weiter. Genau dieser Schritt ist bereits zu viel. Die Mädchen fallen in die Tiefe, ein kühler Wind rauscht an ihren Köpfen vorbei. Sie fallen tiefer und tiefer. Die Mädchen haben Angst, dass sie ins Bodenlose stürzen und das Fallen nicht mehr aufhört, aber zu ihrem Erstaunen landen sie sanft, fast als säßen sie in einem Fahrstuhl. Denisse hat eine Taschenlampe dabei und macht sie an. Was sie jetzt sehen, lässt sie erstarrn: Leichen! Sie sind auf einen Berg von Leichen gefallen.

Sie schreien so laut, dass sie zunächst gar nicht bemerken, wie sich unter ihnen die Leichen bewegen. Lena, Denisse und Defne rollen den Berg aus Leichen hinab und sind erleichtert, als sie sehen, dass es unten keine Leichen mehr gibt. Lena versucht mit Denisse zu reden, aber die ist nicht ansprechbar. Geschockt starrt sie vor sich hin. Defne und Lena überwinden den Schock schneller. Sie suchen nach einem Weg, um wieder hochzukommen. Doch das scheint unmöglich zu sein. Plötzlich sieht Defne, dass die drei mitsamt den Leichen nicht alleine in diesem Raum sind, da ist noch jemand! Jemand, der nicht ganz normal aussieht. Sie schreit und zieht ihre Freundinnen schnell zur Seite. Doch die Gestalt ist schneller. Sie bewegt sich auf die Mädchen zu. Die Leichen bewegen sich nun heftiger. Auch sie wandeln in Richtung der Freundinnen. Lena und Defne kreischen vor Angst, während Denisse noch immer mit abwesendem Blick da steht. Wie aus dem Nichts erscheint an der Wand eine Tür. Lena entdeckt sie und ruft: »Lasst uns abhauen. Da ist eine Tür!« Mit Denisse auf dem Rücken rennt Defne hinter Lena in Richtung Tür. Ruckartig reißt sie an der Klinke – aber es tut sich nichts. Die Tür ist verschlossen. »Das ist unser Ende«, bringt Lena mit schwacher Stimme hervor. Defne ignoriert den Kommentar und fragt Denisse: »Was war vorhin mit dir los?«

Denisse: Ich ... ich habe jemand sehr Schlimmen gesehen!

Defne: Wo? Wen hast du gesehen?

Denisse: Hier, wir sind nicht alleine mit den Leichen hier.

Defne: Ich weiß, das habe ich auch schon bemerkt.

Denisse: Defne, ich weiß, wie wir hier rauskommen.

Defne: WAS? ... WIE?

Denisse: Psssst, nicht so laut! Es kann uns hören, es gibt hier eine Tür...

• 3. DIE FRAGE IST NICHT, OB ES VERRÜCKT IST. SONDERN, OB ES VERRÜCKT GENUG IST •

Levin

Lennart oder: Der maskierte Junge

An einem ganz normalen Freitag, als die Zwillinge Lennart und Lena um 13:00 Uhr von der Schule am Wald entlang zurück nach Hause fuhren, brach das Fahrrad von Lena in sich zusammen und Lena krachte auf den Boden.

»Lena, geht es dir gut?«, fragte Lennart und stieg von seinem Rad ab.

»Ja, mir geht's gut«, sagte Lena und stand langsam auf, »aber mein Fahrrad ist hin. Mist!«

Lena und Lennart starrten das Fahrrad an, das an der Gabel unterhalb des Lenkers gebrochen war und auf dem Fahrradweg lag. Gemeinsam schleppten sie es an die Seite des Gehwegs. Lennart dachte laut: »Der schnellste Weg, um jetzt nach Hause zu kommen, wäre ...«

»... durch den Wald«, beendete Lena den Satz und richtete ihren Blick auf den dunklen Wald. Es war nun 13:08 Uhr und Lena machte sich innerlich bereit, durch den Wald zu gehen, der ihr schon immer unheimlich gewesen war.

»Dann komme ich mit«, sagte Lennart mit lauter Stimme, »für meine kleine Schwester tue ich alles.«

»Ok, du Held. Und was machen wir mit dem Fahrrad?«

»Das schließen wir hier am Laternenpfahl an, morgen holen wir es ab, und jetzt los«, antwortete Lennart.

Es war nun 13:11 Uhr und im Wald war es sehr still. Lennart und Lena hörten die Vögel zwitschern und traten nur so zum Spaß Laubhaufen kaputt.

Doch plötzlich sahen die beiden Zwillinge ein großes schwarzes Haus. Es sah sehr alt aus, und Lena hatte das Gefühl, dass jemand darin leben würde. Lennart schlug vor, in das Haus hineinzugehen. Irgendetwas an diesem Haus zog ihn magisch an. Also gingen die Zwillinge langsam und ein wenig zögerlich auf das Haus zu. Fast hatten sie den Eingang des Hauses erreicht, als sich die Haustür mit einem Ruck öffnete und ein Junge mit einer schwarzen Maske über dem Gesicht und einer Pistole in der Hand hervortrat.

»Verschwindet!«, sagte der maskierte Junge mit lauter Stimme. Er war genauso wie

Lennart gekleidet, Jeans, blaues Sweatshirt, Turnschuhe, doch seine Kleidung war leicht verbrannt.

»Wer bist du?«, fragte Lennart und machte einen mutigen Schritt auf den maskierten Jungen zu.

»Das sage ich euch nicht, und jetzt verschwindet!«, schrie der Junge und richtete seine Pistole auf Lennart.

»Warum sollen wir gehen?«, fragte Lena.

»Wegen dir, Lena! Und jetzt geht oder ich erschieß euch.«

Der Junge zielte und drückte ab. Er schoss in einen Baum. Lena und Lennart zuckten zusammen und versteckten sich hinter den Bäumen. Der laute Knall hatte sie geschockt. Sie atmeten tief durch und versuchten sich zu beruhigen.

»Lennart, woher kennt der meinen Namen?«, fragte Lena ihren Bruder.

Einige Sekunden vergingen, die sich unendlich lang anfühlten. Noch immer schrie der maskierte Junge, dass die beiden verschwinden sollten und schoss ein paarmal auf den Boden. Lennart lugte hinter dem Baum hervor. Er wollte herausfinden, mit wem er es hier zu tun hatte. Doch dann erblickte der Junge Lennart und schoss einige Male in seine Richtung. Jetzt landete er einen Treffer und zwar direkt in Lennarts Hand. In derselben Sekunde, in der Lennarts Hand getroffen wurde, ließ der Junge seine Waffe fallen, krümmte sich zusammen und hielt sich ebenso mit schmerzverzerrtem Gesicht die Hand wie Lennart es tat.

Lena aber schrie auf, rannte zu ihren Bruder und fing an zu weinen. »Lennart? Lennart! Was ist? Oh nein, deine Hand!«

Der maskierte Junge aber stand langsam auf und rannte davon. Es war nun 13:17 Uhr und Lena hatte ihren verletzten Bruder an einen Baumstamm gezogen und ihn daran gelehnt. Trotz des Schmerzes konnte Lennart klar denken. Er rappelte sich auf und ging entschieden auf das Haus zu. Er musste wissen, was hier vor sich ging. Lena spürte die Entschlossenheit ihres Bruders und folgte ihm.

Sie betraten das Haus, die Luft darin war sehr stickig. Vom Flur aus gelangten sie ins Wohnzimmer: Eine Pistole hing an einem Haken, der aus der Wand ragte. Mitten im Raum stand ein Stuhl mit einem an einer Lehne befestigten roten Hebel, aus dem ein ganzes Bündel von Kabeln hervortrat. Sie alle führten zu einer Menge Geräten. Auf dem Boden verteilten sich haufenweise Blätter und Unterlagen.

sonderbaren Stuhl.

»Ja, das ist eine. Hier! Auf all diesen Zetteln steht, wie man sie benutzt. Um eine Zeitreise durchführen zu können, muss man eine ZE Maske tragen.«

»Was bedeutet ZE? Übrigens, diese Maske da vorne hatte der Junge doch auf?«, entgegnete Lena.

»ZE steht für Zeit-Erscheinung und das da ist die Maske von diesem Idiot«, sagte Lennart.

»Guck mal, Lennart, da sind noch Treppen. Los, komm! Ich will wissen, was da oben ist«, sagte Lena, flitzte um die Ecke und sprang auf die erste Stufe der Treppe. Es war nun 13:22 Uhr und das Haus war komplett leer. Es wirkte mit seiner Unordnung wie ausgeraubt, überall lagen die Zettel für die Anleitung der Zeitmaschine. Lennart sammelte die Zettel auf und steckte sie in seinen Rucksack.

»FEUER! FEUER! FEUER!«, schrie eine grelle Stimme außerhalb des Hauses.

»WAS, FEUER?«

Lena blickte sich um. Hinter ihnen war ein Flammenmeer. Voller Schreck rannten die beiden los. Lena stolperte und fiel zu Boden, Lennart wollte ihr zur Hilfe eilen, doch es war zu spät! Er rannte bis zur Treppe und wurde von der Hitzewelle, die ihm von der Treppe aus entgegenschlug, an das Fenster gedrückt. Verstört rappelte er sich auf und blickte durch die Scheibe nach draußen. Da stand der maskierte Junge mit einem Kanister in der Hand. Er hatte das Feuer gelegt und wollte die beiden ausräuchern, sodass sie herauskommen mussten. Doch dann blickte der Junge Lennart an und rannte zur Haustür, um sie aufzureißen.

Lennart war am Ende! Er hatte keine Chance zu entkommen und ließ sich auf den Stuhl in der Mitte des Raumes sinken. Fast teilnahmslos sah er zu, wie der maskierte Junge verzweifelt an der Tür zerrte. In diesem Augenblick, als es um ihn herum brannte und immer heißer wurde, bemerkte Lennart den Hebel neben sich und hatte eine verrückte Idee. Er legte seine verschwitzte Hand um den roten Hebel und zählte: »3 ... 2 ... 1!«

Kraftvoll drückte er den Hebel runter und kniff gleichzeitig seine Augen zu.

»H-Hallo ...?«, sagte Lennart und öffnete langsam seine Augen.

Er befand sich noch immer auf dem Stuhl im selben Raum, doch um ihn herum brannte es nicht mehr. Er blickte auf seine Uhr, 13:08 zeigte das Zifferblatt an. Wie ein Verrückter sprach er auf sich selbst ein. »WAS?! Die Zeitmaschine funktioniert?! Aber meine Schwester... Lena sie ... sie ist tot. Oh nein! Das darf nicht sein! Lena und

ich, wir dürfen nicht zu diesem Haus gelangen. Und das kann ich nur mit der Maske verhindern. Da ist sie ja! Dieser Junge hat sie tatsächlich abgenommen und an ihren Platz neben der Zeitmaschine zurückgelegt.« Lennart zog sich die Maske auf und riss die Pistole, die ihm zuvor bereits aufgefallen war, von der Wand.

»Meinen Rucksack lass ich hier, damit die nicht merken, dass ich es bin«, dachte er. Es war 13:32 Uhr und Lennart verließ das Haus. Doch da sah er sich selbst und auch Lena. Er sagte, dass sie verschwinden sollten. Stattdessen bombardierten Lena und Lennart ihn mit Fragen, da sie verstehen wollten, was hier eigentlich los war. »Ich muss sie mit der Pistole einschüchtern. Nur so kann ich sie verscheuchen«. Lennart zielte zwischen beide hindurch auf einen Baum. Er war nervös! Aus Versehen schoss er weiter in Lennarts Richtung und traf ihn in die Hand. In diesem Moment ließ er die Waffe fallen und stöhnte leise.

»Ahh, warum tut denn meine Hand so weh? Ich muss abhauen.«

Lennart lief und entfernte sich immer weiter vom Haus und blickte seine blutige Hand an. Erschöpft warf er sich auf einen kleinen Laubhaufen. »Ich muss Lena und mich aus diesem Fluch herausholen, aber wie?«

Er nahm die Maske von seinem Gesicht, um frei atmen zu können. Minuten vergingen. Er lag im Laub und dachte: »Ich hab's! Ich werde das Haus anzünden!«

Dann stand er auf, zog sich die Maske wieder auf, entdeckte den halbvollen Kanister, verteilte das Benzin, riss ein Streichholz an und ließ es fallen. In Windeseile breitete sich das Feuer aus. Die eine Seite des Hauses stand bereits in Flammen. Doch nun rannte Lennart schnell zur Haustür, dann ins Haus und zerrte die Zeitmaschine nach draußen. Er setzte sich auf den Stuhl mit dem roten Hebel und stellte die Uhr auf 12:00 Uhr. Er zögerte kurz, sah sich selbst, wie er verletzt an die Fensterscheibe gedrückt da stand. Zu gern würde er sich selbst noch helfen, doch er verfolgte seinen Plan. Er schloss die Augen und zählte: »3 ... 2 ... 1!«

Er legte den Hebel um.

Lennart öffnete seine Augen und war auf dem Stuhl im Wald. Er blickte auf seine Uhr: Es war 12:00. Ohne irgendeine Regung ergriff er die Pistole und zerschoss die Zeitmaschine in tausende Teile. Dann zündete er das Haus an und verließ den Ort. Anschließend rannte er so schnell er konnte zu seiner Schule. Dort lief er direkt in die Werkstatt des Hausmeisters und klaute Werkzeug. Damit reparierte er Lenas Fahrrad,

40 bis es wieder funktionierte. Er würde alles ungeschehen machen. Doch dann wurde

alles weiß um ihn herum und Lennart wusste nicht, wo er war.

»Lennart ... Lennart ... Lennart ...«

Von weitem hörte er eine Stimme.

»LENNART!«, rief der Lehrer, »in dieser Stunde hast du nichts geschafft! Das gibt eine Sechs!«

»Aber ich ...«, Lennart wollte antworten. »Kein aber und jetzt raus! Die Stunde ist vorbei!«, sagte der Lehrer streng.

Beim Rausgehen traf er auf Lena, die ihn tröstete: »Ach, das passiert jedem Mal, Lennart. Lass den Kopf nicht hängen.«

Als die beiden bei den Fahrradständern angelangt waren, kamen zwei Kinder auf sie zu.

»Hey, habt ihr schon gehört, dass im Wald da draußen ein Haus abgebrannt ist?«

»Nee, aber da ist doch gar keins! Weißt du etwas von einem Haus im Wald, Lennart?«

Lennart blickte seine Schwester an.

»Nein, da gibt's kein Haus«, sagte er.

Kamal

Die Diamanten

Ich ging mit meinen Freunden Felix und Jan Fußballspielen. Auf dem Weg sahen wir ein großes altes verlassenes Haus. Das Haus konnte man schon als Villa bezeichnen, so groß war es. Da war ein Schild, auf dem stand: »Betreten verboten!« Das Haus hatte verwitterte Fensterrahmen, alte löchrige Dachpfannen und graue Ziegel, die einmal rot gewesen sein mussten. Alles in allem ein Haus, das nicht dazu einlud, betreten zu werden. Außerdem rankte sich eine Legende um das Haus, die besagte, dass es darin einen Schatz geben sollte. Mehrere Leute hätten bereits versucht, den Schatz zu finden, aber niemandem sei es gelungen. Angeblich sollte es dort Fallen geben, die Eindringlinge nie mehr freiließen.

Noch schlimmer war, was man sich über die Kreaturen erzählte, die in diesem Haus ihr Unwesen treiben: Sie hätten keine Haut, ihr Körper sei mit rohem Fleisch bedeckt. Ihre ovalen Köpfe seien schräg an den Hals gewachsen. Man sagte ihnen nach, dass sie sehr viel Kraft hätten, obwohl sie stockdürr seien. Außerdem seien diese Wesen so schnell, dass jede Flucht vor ihnen unmöglich sei. Sie zu besiegen, sei bisher niemandem gelungen, und wenn überhaupt, seien sie nur durch Feuer zu bezwingen.

All diese finsternen Gedanken jagten durch meinen Kopf. Und dennoch, ich musste es tun, wir mussten es tun – immerhin gab es einen verlockenden Schatz, den vor allem ich unbedingt finden musste. Und so öffneten wir die knarrende Tür des Hauses.

Sollte ich eintreten? Ich zögerte kurz und entschied mich dafür. Der Schatz war dieses Risiko wert. Ich winkte meine Freunde heran, die mir mit einem Zögern folgten. Zunächst gelangten wir in einen unendlich langen Gang, der wie ein Tunnel wirkte. Ganz am Ende des Ganges befand sich eine Tür. Ich nahm all meinen Mut zusammen und öffnete sie. Vorsichtig setzte ich, gefolgt von meinen Freunden, den ersten Fuß in den Raum. Doch auf was trat ich da? Schlagartig wurde mir übel.

Meine Füße rutschten über stinkigen, schleimigen Boden. Es war halb dunkel. Viel konnte man nicht sehen. Einen Lichtschalter gab es nicht. Da wir letzte Woche in der Schule übernachtet hatten, hatte ich noch immer eine Taschenlampe im Rucksack dabei. Ich holte sie raus und richtete den Lichtstrahl auf den Boden. Ich sah Blut. Ich war kurz davor, mich zu übergeben, als mir ein schöner Duft in die Nase stieg. Ein kalter Wind zog durch den Raum und plötzlich herrschte eine ruhige Atmosphäre. Da sahen wir sie! Eine Leiche! Neben der Leiche lag ein Rucksack. Wir durchwühlten ihn und fanden ein Handy. Ich schaltete es ein. Zum Glück musste man kein Passwort eingeben. Sofort sprang mir das Blinken einer Sprachnotiz ins Auge. Ich rief sie auf und eine düstere Stimme erfüllte den Raum: »Hilfe, ich werde angegriffen. Haut ab, ihr Biester! Oh, Hilfe ... Der Schatz liegt in ...!« – Verbindung abgebrochen.

Meine Freunde und ich zögerten, entschieden uns aber, der Sache auf den Grund zu gehen. Es gab also wirklich einen Schatz! Die Legende war nicht erfunden – nein, sie erwachte ins Hier und Jetzt. Einen Toten konnten wir nicht ins Leben zurückholen, den Schatz aber konnten wir finden. Wir nahmen das Handy des Toten mit und sahen, dass das GPS angeschaltet war. Es führte uns quer durch das Haus.

Würde der vorgeschlagene Weg uns zum Schatz führen? Wir quetschten uns durch Wände mit Hohlräumen. Da hörten wir ein Peitschen und Pfeifen. Nein! Die Kreaturen hatten uns aufgespürt. Und schon sahen wir gigantische Pfeile, die durch die Räume sausten. Im Schutz der Wände kamen wir voran und waren den Kreaturen nicht ausgeliefert. Schließlich wurde es ganz still und wir verließen einen der Wände und trauten uns in einen der vielen Räume.

Wir waren müde und erschöpft. Wir legten uns auf einen großen Stein, der die Form eines Quaders hatte und in der Mitte des Raumes stand.

Wir waren so müde, dass wir in einen tiefen Schlaf fielen. Mit einem Schlag wurde ich wach. Verwirrt schaute ich mich um. Wo waren Felix und Jan? Wollten sie den Schatz ohne mich finden und ihn allein unter sich aufteilen? Warum hatte ich so gemeine Gedanken? Eigentlich waren sie immer super Freunde gewesen. Ich schaute nach, ob das Handy noch da war. Ich griff in meine Hosentasche und tatsächlich, es war erstaunlicherweise noch da. Nach und nach wurde mir klar, dass meine besten Freunde mich wirklich im Stich gelassen hatten, um sich den Schatz allein zu teilen. Diese feigen Schweine! Waren einfach abgehauen! Ich würde den Schatz jetzt auf eigene Faust finden, ich brauchte deren Hilfe nicht. Wie dumm mussten die beiden eigentlich sein, ohne das GPS loszuziehen? Ich schnappte mir das Handy und folgte dem GPS-Signal. Vollkommen unerwartet stand ich vor einer großen goldenen Wand. Meine Augen wanderten Meter um Meter über die endlose Wand. Da entdeckte ich ein Bild, auf dem ein Schiff abgebildet war. Ich nahm es von der Wand und betrachtete es. Es war sehr alt. Ich pustete den Staub weg, der auf der Oberfläche des Bildes lag, worauf ein Schiff zu sehen war. Ich drehte das Bild um und fand auf der Rückseite einen Brief. Ich öffnete den Umschlag und entfaltete ein altes verknittertes gelbes Papier. Darauf stand: »Zögere nicht! Suche einen roten und einen blauen Diamant und der Weg ist frei.«

Was sollte das bedeuten? Ich drehte mich um. Plötzlich stach es in meinen Augen und ich erblickte zwei Löcher in der Wand. Darin mussten die Diamanten einst gesteckt haben. Das war mir sofort klar.

Oh, wenn ich diese Diamanten nur finden könnte! Alles wäre gut! Mein Leben würde so bleiben, wie es war. Ich würde die Steine verkaufen und das Geld meiner Mutter geben, damit sie endlich die Operation bezahlen könnte ... meine Mutter würde nicht an Krebs sterben! Plötzlich durchlief mich ein warmer Schauer, der mir jede Menge Mut machte.

Das GPS führte mich in den Keller. Mir lief vor Angst der Schweiß die Stirn herunter. Ich hörte die Kreatur in unmittelbarer Nähe. Da war kein Lichtstrahl – alles stockfinster. Ich schaltete meine Taschenlampe an und erstarrte. Vor mir stand eine furchtbare Kreatur und deutete auf ihre verschrumpelte Kralle. Daran steckte der rote Diamant. Das Ungetüm ging auf mich los! Ich entdeckte eine alte Schaufel auf dem Fußboden, ergriff sie und schlug der Kreatur damit gegen den Schädel. Ein Jaulen und das Wesen stürzte zu Boden. Jetzt nutzte ich meine Chance. Ich zog dem Ungeheuer den Dia-

manten von der Kralle und lief weg. Da erwachte die Kreatur und stürzte auf mich zu. Ich lief auf eine der Türen zu, stieß sie auf, dann wieder zu und schloss sie ab. Die Kreatur knallte mit voller Wucht gegen die Tür, schaffte es aber nicht, sie zu zerstören. Jetzt hatte ich den roten Diamanten. Ich ging den Weg durch alle Hohlräume zurück und setzte den roten Diamanten in das Loch, in das er gehörte. Da entdeckte ich eine alte Truhe, die ich ohne zu zögern öffnete. Darin befand sich eine alte zerknickte Karte. Ich nahm sie heraus und entfaltete sie. Darin war ein Weg eingezeichnet, der mich angeblich zum blauen Diamanten führen sollte. Ich folgte dem abgebildeten Weg. Ich trat durch eine Tür und gelangte in einen großen Raum. Auf einmal sah ich Felix und Jan, die auf dem Boden liegen. Ich bekam den Schock meines Lebens. Waren die beiden tot?

Ich ging zu ihnen und tippte sie an. Sie wachten auf und fragten mich, wie sie hier her gekommen seien. Darauf antwortete ich ihnen nicht, sondern fragte sie als erstes, warum sie mich im Stich gelassen hatten. Sie schworen, dass sie nicht abgehauen waren. Da beide sehr gläubig waren und mich zuvor nie ernsthaft enttäuscht hatten, glaubte ich ihnen. Aufgeregt berichtete ich meinen Freunden, dass ich den roten Diamanten gefunden hätte und wir uns jetzt auf die Suche nach dem blauen machen müssten. Jetzt, wo ich den einen Diamanten hatte, wollte ich auch den anderen. Wir suchten den Raum, in dem wir uns befanden, ab ... nichts! Plötzlich entdeckte Felix das Bild mit dem Schiff darauf, dass ich zuvor an der großen goldenen Wand gesehen hatte. Er drehte es um. Tatsächlich! Der blaue Diamant steckte an der rechten Ecke des Bildes. Ich wusste es, wir hatten es geschafft!

Wir jubelten und gingen zurück zur goldenen Wand und setzten den blauen Diamanten in das Loch, in das er gehörte. Da öffnete sich ein Tor. Wir waren frei!

Ich nahm die Diamanten heraus und lief zu meiner Mutter ins Krankenhaus. Ich lief in ihr Zimmer und bekam die schlimmste Nachricht, die ein Sohn überhaupt bekommen kann. Meine Mutter war verstorben! Ich brach in Tränen aus. Ich hatte keinen mehr. Niemanden.

2 Monate später:

Jans Eltern hatten sich entschlossen, mich als zweiten Sohn in ihre Familie aufzunehmen. Sie halfen mir so gut wie möglich, mit meiner Trauer fertig zu werden. Wir fuhren in den Urlaub. Nach Portugal. Ich freute mich, dass sie mich aufgenommen hatten.

Ibrahim **Der Komet**

Am Morgen, als ich zur Schule ging, sah ich etwas Glänzendes im Wald. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Es war so ein glänzend schimmerndes Licht, das fast aussah wie ein Stern. Ich musste wissen, was es damit auf sich hatte. Ich wollte diesem Licht folgen. Nach der Schule ging ich also in den Wald. Das Sternenlicht führte mich zu einer alten Hütte, aus der genau dieses glänzende Licht heraus schien. Ich wurde immer neugieriger und lief direkt zur Hütte, denn ich bin ein Abenteurer, wie mein Vater. Er ist aber oft auf Reisen. Deshalb sehe ich ihn fast nie. Vorsichtig öffnete ich die Tür und blickte mich in einem Raum um, der etwa halb so groß wie unser Klassenraum war. Er hatte langweilige weiße Wände, aber an einer Wand befand sich ein riesiger roter Knopf. Ich konnte es nicht lassen. Ich drückte auf den Knopf. Mit einem Schlag verlor ich den Boden unter meinen Füßen und landete auf einer Rutsche, die mich in die Tiefe schlittern ließ. Ich landete auf einem harten Betonboden und sah plötzlich einen Mann, der einen weißen Mantel trug. Neben ihm türmten sich viele Geräte und unter anderem eine Waffe, die ich zuvor noch nie gesehen hatte. Sie sah aus wie diese Laserpistolen, die man sonst nur in Comics sieht. Auf einmal baute der Mann sich vor mir auf und sagte mit weiser Stimme: »Ich habe dich erwartet!« Ich kapierte nichts und starrte auf seinen weißen Mantel. »Du bist der Auserwählte! Du bist etwas Besonderes. Du bist halb Mensch und halb Maschine«, fuhr er fort.

Ich sackte zu Boden und war fassungslos. Wie konnte ich halb Mensch und halb Maschine sein? Auf die Erklärung brauchte ich nicht lange zu warten. »Du bist bionisch«, erklärte der Mann, »du hattest einen schweren Unfall in deiner Kindheit und wärest fast gestorben. Wir konnten dich nur retten, indem wir dir Teile eines Roboters eimontierten.« Sofort erinnerte ich mich an das lange Jahr im Krankenhaus und all die Tests, die an mir durchgeführt worden waren. Plötzlich durchfuhr mich ein Schock. Ich hatte einen Verdacht: Was, wenn dieser Mann mein Vater war, der mir immerzu vorgelogen hat, dass er auf Geschäftsreisen gehen müsse? »Du bist mein Vater?«, fragte ich den Mann im weißen Mantel. »Nein!«, sagte der Mann streng und ich sah, wie sich Schweißperlen auf seiner Oberlippe bildeten.

Plötzlich ertönte ein Alarmsignal. Ein riesiger Bildschirm schob sich aus der Wand. Darauf war ein Komet zu sehen. Der Mann blickte vom Bildschirm auf mich und sagte: »Es ist soweit!«

»Was ist soweit?«, fragte ich erstaunt.

»Die Invasion der Aliens!«, antwortete er.

»Was ... Was ist los?«

»Ja, eine Alieninvasion und du bist der einzige, der sie aufhalten kann. Du hast Kräfte, von denen du nichts weißt. Du beherrschst die Kunst der Telekinese. Du hast Superstärke und ein schützendes Kraftfeld, weshalb du der Auserwählte bist.«

Seine Worte erschlugen mich. Ich war sprachlos.

»Nur mit dir werden wir die Menschheit retten, mein Sohn. Wir müssen die Menschen warnen! Du musst das Militär benachrichtigen, die kümmern sich um den Rest. Wir brauchen nur noch eine Wasserstoffbombe, die wir an eine Rakete anschließen, damit wir den infizierten Kometen zerstören können. Auch das kann nur mit deinen Superkräften gelingen. Pass auf! Wenn dieser Komet am Mond vorbei fliegt, dann kommen die Aliens, denn im Komet ist ein Gel, das sie in der Atmosphäre versprühen und so die Sonne zerstören. Deshalb müssen wir den Kometen vor ihnen zerstören.« Ich fragte ihn, woher er das alles wüsste, aber er drehte sich um und fing wieder an zu schwitzen und wechselte das Thema. Mit Hilfe des Bildschirms stellte er mir seine Kollegen vor, die auf der ganzen Welt verteilt waren. Sie hielten gerade eine Videokonferenz ab. Da dröhnte die raue Stimme eines Mannes mit einem rauschenden Bart und einem schwarzen Mantel in meinen Ohren: »Wir können sie nicht besiegen!« Plötzlich absolute Stille. Bis ein Mann mit einem grünen Mantel aufstand und sagte: »Aber wir haben noch den Auserwählten!«

Nein, sollte ich etwa die Aliens ganz alleine besiegen? Ich spürte, wie ich anfing zu schwitzen. Ohne Vorwarnung begannen meine Zähne zu klappern und ich zappelte wild umher. Alle starrten mich an, als ob sie mich bewerteten. Schließlich stand ein Mann mit einem roten Mantel auf und sagte: »Ihr müsst an ihn glauben, denn er ist der Einzige, der mit seinen übermenschlichen Kräften die Aliens aufhalten kann.« Dann erhob sich ein Mann in einem gelben Mantel und sagte: »Wir haben doch noch das Raumschiff!«

Alle schauten in meine Richtung und fragten, ob ich Videospiele spielen könnte. Als ich nickte, führte er mich zum Raumschiff. Ich konnte nicht glauben, dass ich in den Weltraum fliegen würde. Ich war so angespannt, dass meine schweißnasse Hand krampfte. Ich war also der Einzige, der die Erde retten konnte. Ich rief: »Der Countdown läuft! 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1, 0!«

Das Raumschiff hob mit einem heftigen Schub ab und wir schossen ins All. Hier erwartete mich als erstes der feindliche Komet. Ich erschrak, als ich ihn entdeckte. Er sauste auf das Raumschiff zu. Jetzt sammelte ich all meine Konzentration und erweckte meine Kräfte zum Leben. Ich schleuderte mit Hilfe der Telekinese kleinere Meteoriten auf den Kometen, der sich in der Mitte spaltete, sodass das Gel herausspritzte und sofort seine tödliche Wirkung verlor. Damit hatte ich die Aliens so richtig wütend gemacht. Sie hatten nur ein Auge, ihre Antenne blitzte hell, sie besaßen ein Hoverboard, Laserpistolen und Drohnen. Diese Waffen richteten sie völlig emotionslos auf uns und beschossen das Raumschiff. Die Männer in den Mänteln wussten, dass es nun Zeit zum Handeln war.

»Wir schließen dich jetzt an eine Maschine an«, riefen sie mir zu, »wenn wir diese Maschine in Gang setzen, werden deine übernatürlichen Kräfte freigesetzt und du wirst diese widerliche Spezies auslöschen!«

Plötzlich wurde ich panisch – würde ich das schaffen? Doch da hörte ich die Männerstimmen erneut: »Wenn du deinen Auftrag erledigt hast, wirst du deine Kräfte verlieren, aber dafür die Erde retten.«

Als sie die Maschine starteten, ertönte ein lauter Knall und ich spürte eine gigantische Energie in mir aufsteigen. Es war, als würde ich selbst explodieren. Wer aber explodierte, das waren die Aliens. Zuerst zerstüberten sie zu Nebel, dann lösten sie sich komplett auf.

Geschafft! Ich hatte es tatsächlich geschafft! Ich hatte die Welt gerettet!

Wie gut, dass ich den Mut hatte, den riesigen roten Knopf zu drücken ...

Nun flogen wir zurück zur Erde und feierten unseren Erfolg.

Dann sagten die Männer mit den bunten Mänteln: »Wir müssen jetzt zurück!« Ich fragte: »Wohin?«

»Zurück in die Zukunft! Zurück in unsere Zeit«, antworteten die Männer im Chor. Der Mann in weißen Mantel erhob sich und fuhr fort: »Unsere Arbeit ist hier getan. Wir werden hier nicht mehr gebraucht. Die Menschen leben in Ruhe und Frieden. Es ist Zeit zu gehen und neue Missionen zu erfüllen.«

Sie stiegen in die Raumzeitkapsel und verschwanden ohne weitere Abschiedsworte.

In diesem Moment nahm ich erst wahr, dass ich in die alte Hütte zurückgekehrt war. Ich schaute mich um und entdeckte einen Briefumschlag, der auf einem verwitterten Tisch lag. Was war darin? Ich öffnete ihn vorsichtig. Ein Holopad kam zum Vorschein.

Von nun an konnte ich immer mit den geheimnisvollen Männern kommunizieren und sie in einem Hologramm sehen. Und der Raum in dieser Hütte würde auf ewig mein geheimer Raum sein.

Hasan

Joje unter den Ratten

An einem verregneten Nachmittag bastelt Hannes seinem kleinen Bruder Joje ein Boot mit einem leuchtenden Segel. Joje kann es gar nicht abwarten, es draußen fahren zu lassen. Wie gut, dass es so richtig regnet. Er läuft zuerst in den Garten. In seinem Kopf die Stimme seiner Mutter: »Kleine Kinder dürfen nicht auf die Straße gehen!« Joje denkt: »Ich bin kein kleiner Junge! Mit sieben Jahren ist man ja schon groß.« Er geht auf die Straße und freut sich über den Regen, der herunter prasselt. Da! Endlich sieht er den idealen Bach für sein neues Schiff. Ein Wasserstrahl bewegt sich mit Kraft auf einen Gulli zu. Joje setzt das Boot ins Wasser. Das Boot wird schneller und schneller. Plötzlich hört er ein Quieken, das ihn an seine verstorbene Ratte Julien erinnert. Da sieht er eine Ratte, die ihre Schnauze in sein Boot steckt. Er rennt ihr hinterher. Wie aus dem Nichts wird Joje vom Wasser, das sich in einem Strudel auf ein Loch zubewegt, mitgerissen. Plötzlich fällt Joje – er fällt tiefer und tiefer! Und endlich landet er dort, wo er schon immer sein wollte, wo er sich zuhause fühlt – in der riesigen Sippe der Ratten. Er schaut sich um. Alles kommt ihm bekannt vor, er versteht die Sprache der Ratten, er liebt ihr Essen und ihre sonderbaren Ausflüge in alle Winkel der Stadt. Die Sippe nimmt ihn auf wie einen Rattenbruder. Auch wenn er nicht aussieht wie eine Ratte, er lebt mit ihnen und liebt ihr spannendes Leben. Eines Tages spricht der Anführer der Rattensippe zu ihm: »Du willst voll und ganz zu uns gehören, Joje? Und sogar genauso aussehen wie wir?« Joje nickt begeistert. »Dann musst du etwas für uns tun, mein Junge. Wir geben dir eine Aufgabe, durch die du beweisen kannst, dass du wirklich zu uns gehören willst.« Joje bekommt ein Kribbeln im Bauch. Er ist aufgeregt. Was soll er für die Ratten tun? »Deine Aufgabe, Joje, ist es, die gesamte Stadt vom Rattengift zu befreien. Das ist eine große und schwierige Herausforderung, für die du unseren Rattenbau verlassen und wie ein Mensch handeln musst.« Joje stehen Tränen der Verzweiflung in den Augen. »Wie soll ich das denn nur machen? Diese Aufgabe ist zu schwer für mich«, sagt Joje. »Wir können dir

mit einer Sache helfen. Schau her, hier ist ein Gegengift, das jedes Rattengift zu Zucker werden lässt. Deine Aufgabe ist es, allen Rattenfängern der Stadt einen Besuch abzustatten und ihnen das Gegengift zu ihrem Rattengift hinzugeben.«

»Aber wie soll ich die Rattenfänger finden?«

Der Rattenanführer sagte: »Hör mir gut zu. Wir Ratten haben den besten Orientierungssinn der Welt. Wir stellen dir unsere fähigste Truppe der Rattenarmee zur Seite. Sie wird dir helfen, deinen Weg zu finden. Joje war sehr erleichtert und bedankte sich vielmals bei dem Anführer.

Schon wenige Minuten später machten sich Joje und die Rattentruppe auf den Weg. Zuvor hatte ihm ein Rattengeneral das Fläschchen mit Gegengift und einen Stadtplan mit den drei Rattenkillerfirmen überreicht. Für jede Firma war ein Totenkopf auf der Karte eingezzeichnet. Joje verstaute beides tief in seiner Hosentasche. Es konnte losgehen ...

Sie waren auf einer befahrenen Straße und warteten an einer roten Ampel. Es war nicht zu glauben. Da war ein LKW mit der Aufschrift »Kill the rat!« Sie wussten sofort, was sie zu tun hatten. Sie sprangen auf den LKW und ließen sich direkt zum Labor der Rattenvernichter fahren. Auf dem Hof angekommen, sprangen sie vom LKW und folgten dem Fahrer, der direkt ins Labor ging.

»So viel Glück kann man nicht haben«, dachte Joje. Zunächst sahen er und die Ratten keine Angestellten im Empfangsbereich des Labors. Doch was war das? Ein weißer Laborkittel hing an einem Haken. Joje schnappte ihn und zog ihn sich an. Blitzschnell schaute er sich um und sah eine Tür mit der Aufschrift »Labor – Zugang nur für das Personal«. Er zwängte sich durch die Tür und ließ sie einen Spalt offen, damit die Ratten ebenfalls in den Raum huschen konnten. Die Ratten gingen durch das Labor, um nachzuschauen, ob die Luft rein war. Entwarnung! Niemand da! Das war Jojes Chance. Er entdeckte etwa zehn große Säcke mit der Aufschrift »Achtung Gift!« Jetzt musste er schnell sein. Wie gut, dass er immer sein Taschenmesser dabei hatte. Er rutschte jeden der Säcke oben am Zugband auf und kippte das Gegengift in die geöffneten Schlitze. Und tatsächlich, der bitterscharfe Geruch des Gifts verwandelte sich in einen süßen zuckrigen Duft. Das Gegenmittel wirkte – einfach großartig!

Plötzlich hörte Joje ein durchdringendes Pfeifen – das Warnsignal der Ratten. Schnell stürzte Joje sich unter einen Labortisch. Aufgeregt stellte er fest, dass die zwei Beine vor ihm einfach das Labor nicht verlassen wollten. Doch nach ewig langen Minuten

des Wartens bewegte sich der Mann Richtung Tür und Joje schlich hinterher. Er hatte es geschafft. Nun war er draußen und das Rattengift in Zucker verwandelt.

Jetzt wusste er, dass er auch alle anderen Firmen auf diese Art und Weise für ihre Grausamkeit, Ratten zu töten, bestrafen konnte. Im Laufe der folgenden Woche machten er und seine Rattentruppe das gesamte Gift der Stadt unschädlich.

Voller Stolz kehrten Joje und seine Freunde zur Rattensippe zurück, wurden dort gefeiert und Joje erlebte das, was ihm am meisten bedeutete: Er wurde ein geachtetes Mitglied der Rattensippe.

Juli

Das Geheimnis meiner Eltern

Meine Eltern sind die freundlichsten Menschen, die man sich vorstellen kann. Sie lieben sich schon, seit sie Kinder sind. Ich weiß nicht genau, wo sie sich kennen gelernt haben, darüber reden meine Eltern nicht. Sie lieben mich sehr, ich bin das Beste, was ihnen je passiert ist. Meine Eltern sind eigentlich immer fröhlich, aber wenn es auf diese Woche zugeht, sinkt die Stimmung merklich. Einmal im Jahr verreisen sie für eine Woche und lassen mich hier zurück, dann suchen sie irgendjemanden, der verwandt mit uns ist und auf mich aufpassen kann. Dieses Jahr wird es anders laufen, ich werde allein hier bleiben. Ich habe strenge Regeln zu befolgen: Ich darf niemanden einladen, zu jemand anderem darf ich auch nicht, mir ist es verboten, lange Spaziergänge im Wald zu machen, die ich so liebte, aber das Allerverbotenste war es, den Raum zu betreten. Ich weiß nicht, warum sie mir das sagten, er war ja immer abgeschlossen. Ich habe schon öfters versucht, die Tür zu öffnen, obwohl mir meine Eltern stets einschärften, ich sei noch zu jung.

Ein lautes Klingeln riss mich aus meinen Träumen. Ich rollte mich auf den Bauch und fiel hart auf die kalten Holzdielen. Ich drehte mich auf den Rücken und schaute mir den Sternenhimmel an, der an meiner Decke glommerte. Meine Zimmertür wurde aufgerissen. Mit einem Lächeln, wenn auch nicht so strahlend wie üblich, trat meine Mutter ein: »Guten Morgen, mein Engel«, sagte sie in fast gespielter Fröhlichkeit. »Ist dies ein guter Morgen?«, fragte ich mit gequälter Stimme. »Mmh, stimmt, dies ist kein guter Morgen, aber du musst trotzdem aufstehen, wenn du Ted und mir noch

deresehen, Jane!«, platzte es aus mir heraus. Der Bruchteil einer Sekunde zerbrach Jane in tausende.

Mein Vater nannte meine Mutter nie bei ihrem echten Namen, außer wenn sie traurig war. Ich hatte das von ihm übernommen. Einmal hatte er mir erzählt, dass meine Mutter vor meiner Geburt sehr traurig gewesen war, Jane war für ihn die Frau jener Tage. Ich schaute zu meiner Mom, ich würde mich dafür nicht entschuldigen, es war eh nicht wieder gut zu machen. Das hatte sie davon, wenn sie mir nicht erzählen wollte, wohin sie fuhren, jedes Jahr aufs Neue. Sie schloss mich immer mehr aus und damit gleichzeitig ein. Ich durfte mich kaum noch mit Freunden treffen, die ich dadurch auch nur begrenzt besaß. Es würde vielleicht noch ein Jahr dauern, dann würde ich gar nicht mehr hinaus dürfen! »Momi, vertraust du mir nicht?«, fragte ich schüchtern. »Natürlich vertrauen wir dir, mein Engel! In dieser Sache musst du uns einfach vertrauen«, versuchte meine Mutter mich zu beschwichtigen. Ich wollte etwas erwidern, doch in diesem Moment betrat mein Dad den Raum. »Meine Lieben, ich will euch ja eigentlich nicht stören, aber wir müssen los«, sagte mein Dad geknickt. Er konnte seine Trauer nicht so gut verstecken wie meine Mom. Die Ränder unter seinen Augen waren noch dunkler als sonst, was wohl daran lag, dass er vor diesem Tag nicht so gut schlafen konnte. Er schaute mich an: »Mein Herz, es kann sein, dass wir an deinem Geburtstag noch nicht wieder da sind«, gab er bedrückt zu. »Was, ihr bleibt länger?«, fragte ich geschockt. »Es tut mir leid, dieses Jahr ist alles ein bisschen komplizierter!«, klagte meine Mom. Mein Vater nahm ihre Hand und lächelte sie zufrieden an. »Es wird alles gut, mein Schatz«, flüsterte mein Dad meiner Mom zu. »Ich liebe euch bis zur Sonne und zurück!«, gab ich zu. »Wir dich auch«, sagten meine Eltern gleichzeitig. »Und wir werden es auch immer tun, egal, was passiert«, sagten sie und umarmten mich. »Okay, genug Liebe für eine Woche, wir müssen jetzt wirklich mal los«, erinnerte uns mein Dad. Ich zog meine Decke vom Bett herunter und legte sie mir um die Schultern, da das dünne weiße Nachthemd mich kaum wärmte. Meine Eltern verließen mein Zimmer und gingen auf die Treppe zu, an dem Raum vorbei, dessen Tür noch schöner verziert war als meine. Es ging so etwas wie ein Sog von ihm aus. Wie konnte etwas von außen so Schönes so gefährlich sein? Ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich stehengeblieben war. »Komm, mein Engel«, meine Mutter nahm mich an die Hand und zog mich die Treppe herunter und auf die Haustür zu. »Wir lieben dich, egal was auch immer wird«, versprach mein Dad mir. Diese

Aussage verunsicherte mich sehr. »Wenn wir am 8. Tag, also an deinem Geburtstag, noch nicht wieder da sind, musst du das Päckchen öffnen!«, befahl mir mein Dad. »Wenn das euer Wunsch ist«, versprach ich abermals. Ein letztes Mal nahmen meine Eltern mich in den Arm, was ich eigentlich hatte vermeiden wollen, da es dann nur noch schwerer war, mich zu verabschieden. Eine Träne rollte mir über die Wange. Ich wischte sie schnell weg. Meine Eltern sollten sehen, dass ich alt genug war, um alleine hierzubleiben und kein kleines weinerliches Kind. Sie lösten sich von mir und schlossen die Tür hinter sich.

Ich zog die Decke näher an mich, aber auch sie wärmte mich jetzt nicht mehr. Ich ging die Treppe wieder hoch und legte mich zurück in mein warmes, gemütliches und entspannendes Bett. Dies war der einzige Ort, an dem ich jetzt sein wollte. Er hielt mich geborgen.

Sonntag, 08.07.1980

Ich liege immer noch im Bett. Es ist jetzt 17:43. Ich möchte aber nicht aufstehen, denn dann geht all die Wärme weg, die ich den Tag über gesammelt habe. Ich stehe trotzdem auf, um mir einen warmen Tee zu machen. Ich laufe an der Tür des Raumes vorbei, es ist so, als würde sie mir sagen: »Komm doch, wenn du dich traust«. Ich riss mich zusammen und ging die Treppe weiter herunter, weiter in die Küche.

Montag, 09.07.1980

Ich konnte diese Nacht kaum schlafen, ich glaube, ich hätte gestern nicht den ganzen Tag im Bett liegen sollen. Langsam steige ich aus meinem Bett und schlüpfe in meine Hausschuhe, die kuschelig warm von innen sind. Ich gehe aus meinem Zimmer an dem Raum vorbei und die Treppe herunter. In der Küche schaue ich aus dem Fenster. Die Sonne scheint, sie blendet mich, aber das macht mir nichts. Ich strecke meinen Kopf ein wenig mehr in das Licht. Wunderbar warme Sonnenstrahlen kitzeln mich im Gesicht. Ich könnte den ganzen Tag einfach so da stehen. Aber ich habe gestern schon nichts Sinnvolles gemacht! Ich glaube, ich male jetzt an der Zimmerdecke von Mama und Papas Zimmer weiter. Sie fanden meinen Sternenhimmel so schön, deshalb male ich ihnen jetzt auch einen.

Dienstag, 10.07.1980

Ich habe gestern bis spät in die Nacht den Sternenhimmel an der Decke vorgezeichnet, deshalb habe ich nicht mehr geschrieben. Ich musste ein paar Möbel in ihrem Zimmer wegschieben, dabei habe ich eine kleine Kiste gefunden. Sie ist leider verschlossen, aber ich werde sie schon irgendwie aufbekommen. Ich habe heute nicht so viel Zeit zum Schreiben, da ich die Decke immerhin schon mal blau malen möchte. Die Kiste werde ich morgen mit dem Hammer öffnen.

Mittwoch, 11.07.1980

Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, aber ich dachte, ich habe etwas gehört. Ich bin eigentlich gar nicht mehr müde. Gestern Abend konnte ich schon früh schlafen, da keine Farbe mehr da ist, mit der ich die Sterne am Himmel malen könnte. Ich schleiche auf den Flur. Im Dunkeln ist unser Haus schon ziemlich gruselig! Das Zimmer meiner Eltern liegt neben meinem auf der linken Seite des Flures, auf der anderen Seite sind nur der Raum und eine Treppe, die auf den Dachboden führt. Die Zimmertür meiner Eltern ist nur leicht angelehnt. Ich schlüpfe durch den Spalt und lege mich in ihr Bett, das viel einladender ist als meins. Und noch dazu riecht es nach meinen Eltern. Ich ziehe das Kopfkissen meiner Mutter an mich und nehme es in meine Arme. Hier kann ich wohl doch noch ein bisschen schlafen. Warum habe ich so lange geschlafen? Es ist jetzt schon 14 Uhr. Ich nehme das Kissen meiner Mutter mit nach unten ins Wohnzimmer, sie braucht es ja eh gerade nicht. Ich gehe zum Klavier. Mein Wunsch war es schon immer, so gut Klavier spielen zu können wie mein Vater. Ich hatte aber leider genauso viel Talent wie meine Mutter beim Musizieren, überhaupt gar keins. Aber meine Mutter konnte wunderschön singen! Ich nehme mir eine der vielen Kassetten, die im Schrank stehen und lege sie in den Recorder. Ein langsames Klavierstück erklingt und eine wunderschöne Stimme fängt an zu singen. Es ist toll, wie meine Eltern im Einklang sind. Ich setze mich aufs Sofa und träume vor mich hin.

Donnerstag, 12.07.1980

Eigentlich hatte ich ja gestern vorgehabt, die Kiste zu öffnen. Ich bin dann aber doch auf dem Sofa eingedöst. Ich glaube, ich werde krank, denn ich schlafe viel mehr als sonst und esse fast gar nicht. Ich gehe ins Bad, um mich anzusehen. Wir haben nirgendwo anders einen Spiegel, da meine Mutter es eitel findet, wenn man sich zu lan-

ge im Spiegel anschaut. Ich blicke in den Spiegel. Meine Haut ist ziemlich blass. Fast so blass wie die meines Vaters. Meine Mutter dagegen hat eher dunklere Haut. Mein Vater sagt, ich sehe genauso aus wie sie als Kind. Es ist schon komisch, wie lange meine Eltern sich schon kennen! Sie sind jetzt glaube ich 36 Jahre alt und von diesen Jahren kennen sie sich 23 Jahre. Ich ziehe ein Buch aus dem Schrank meines Dads. Es ist ein Fotoalbum. Auf jeder Seite sieht man meine Mom. Mal lächelt sie hinter einem Baum hervor und mal steht sie einfach nur so da. Je weiter ich blättere, umso glücklicher scheint sie zu werden. Ich strecke meine Hand nach einem Foto aus, auf dem meine Mom sich die Hände auf die Augen drückt und ihr Tränen über die Wangen laufen. Warum ist sie so traurig? Und warum ist mein Vater so herzlos und fotografiert dies?!

Freitag, 13.07.1980

Ich bin gestern zu beschäftigt damit gewesen, das Fotoalbum genau durchzusehen und habe dabei auf einer der letzten Seiten einen Schlüssel gefunden, der in einer doppelten Seite klebt. Ich weiß nicht, wie ich auf die Idee komme, aber ich möchte probieren, mit diesem Schlüssel die Kiste zu öffnen. Ich hebe sie vom Boden auf meinen Schoß, vorsichtig stecke ich den Schlüssel ins Schloss. Mit viel Kraftaufwand drehe ich ihn herum, da springt sie mit einem Satz auf. Ich erschrecke mich total und lasse sie fallen. Viele Fotos und Briefumschläge verteilen sich auf dem Boden neben dem Sofa. Ich sammle sie auf und lege sie auf den Tisch. Ich schaue alles durch. Die Briefe sind meistens von einer Elisabeth, ihren Namen habe ich noch nie zuvor von meinen Eltern gehört. Wer diese Elisabeth wohl sein mag? Sie schreibt viel darüber, wie es ihr geht. Ihr geht es meistens nicht so gut. Sie erzählt etwas von Kriegen und Armut. Aber trotz alldem probiert sie, meine Eltern aufzumuntern. Ich glaube sie ist es, die meine Eltern jedes Jahr besuchen. Aber warum? Kann man ihr damit helfen? Geben meine Eltern sich für sie so in Gefahr? Sie scheint meinen Eltern sehr wichtig zu sein. Warum haben sie sie mir gegenüber nie erwähnt? Vielleicht ist sie eine Freundin aus der Schulzeit? Sie scheint aber ganz nett zu sein. Auf den Fotos sieht man meine Eltern mit ein paar Menschen, vielleicht ist sie eine davon. Ich glaube, das ist zu viel für meinen Kopf heute, es ist schon spät. Ich schlafe jetzt.

Samstag, 14.07.1980

54 Heute Morgen haben mich die Sonnenstrahlen geweckt. Sie haben mich an der Nase

gekitzelt. Es ist schon Samstag. Nur noch 2 Tage, dann habe ich Geburtstag. Ich freue mich schon sehr, da meine Eltern an diesem Tag zurückkommen werden. Ich glaube, heute werde ich es mal ganz entspannt angehen lassen. Eigentlich habe ich es ja schon die ganze Woche entspannt angehen lassen. Ich mache mir einen heißen Tee und setze mich mit den Briefen in der Hand und dem Tee ins Bett.

Sonntag, 15.07.1980

Ich vermisse meine Eltern immer mehr! Ich habe ein Foto aus der Kiste von ihnen an die Wand über mein Bett gehängt. Sie stehen darauf nebeneinander und halten Händchen. Sie sehen glücklich aus und viel jünger. Vielleicht waren sie auf dem Bild ungefähr 15 Jahre. Nicht älter! Morgen kommen sie endlich wieder. Ich werde sie zur Rede stellen und sie fragen was das alles soll!

Ich habe ganz unten in Moms Schrank einen goldenen Stift gefunden. Ich hoffe, er reicht, um Sterne zu malen. Ich möchte, dass alles wunderschön aussieht, wenn meine Eltern wieder da sind. Ich mache alles schön. Es regnet heute. Ich schalte das Radio an und versinke in der Musik.

Montag, 16.07.1980

Heute ist mein Geburtstag. Mit viel Schwung springe ich aus meinem Bett, ziehe die Gardinen auf und die Sonne lächelt mir ins Gesicht. Meine Eltern kommen meistens morgens zurück. Ich hopse fröhlich aus dem Zimmer heraus und rutsche fast auf einem Brief aus, der vor meiner Tür liegt. Hä, wie kommt so etwas denn hier her?! Ich hebe ihn auf und öffne ihn hastig. Ich lese die deutlich geschriebene Handschrift meines Vaters. »Wir werden uns wiedersehen, wenn nicht in dieser, dann in einer anderen Welt.« Ich brach auf dem Boden zusammen, zog meine Beine zum Körper wie ein kleines Paket. Die Tränen flossen über meine Wangen und blieben in meinen rotblonden Locken hängen. Sie machten mich noch trauriger, weil sie mich so an meine Mutter erinnerten.

Fast hätte ich mich der ganzen Trauer hingegeben, aber das würde meine Eltern auch nicht wieder zurückbringen. Ich riss mich zusammen, wischte entschlossen die Tränen von meinen Wangen, ich war kein kleines Mädchen mehr. Ich blickte auf. Die Tür, sie lag vor mir. Aber da! Ein kleines Päckchen. Auf allen Vieren krabbelte ich zu ihm

hinüber und nahm es in die Hand. Vorsichtig schüttelte ich es. Es klimperte ein wenig darin. Erfreut riss ich das Papier auf, in das das Paket sorgfältig eingeschlagen worden war. Ein hübsches kleines Kästchen kam zum Vorschein, das ich ebenfalls erfreut öffnete. Eine silberne Kette mit einem wunderschönen sonnenförmigen Anhänger lag darin. War diese Kette für mich bestimmt? Warum würde sie sonst in meinem Haus liegen? Ich legte sie mir um den Hals und schloss sie vorsichtig. Im selben Moment knarrte die Tür vor mir. Sie sprang einen Spaltbreit auf. Mein Mund klappte auf. Ich stehe vorsichtig auf, mache einen Schritt, gehe auf die Tür zu. Eigentlich will ich nicht eintreten, aber es passiert von ganz allein. Ich gehe noch ein kleines Stück weiter und ... falle ins Nichts, ins schwarze dunkle Nichts. Mein Leben zieht an mir vorbei und ich sehe, wie es geworden wäre, hätte ich das Päckchen nicht gefunden, die Tür nicht durchschritten. Hart lande ich auf dem Boden. Alles ist vorbei ... verloren! Ich hätte nicht so neugierig sein dürfen. Nein, es ist nicht so schlimm, dass ich jetzt sterbe. Ich habe sie geliebt – meine Eltern. Ich sterbe für sie und betrete nun eine andere Welt. Eine bessere als diese.

• 4. MEIN KOPF IST ALLES. IST ALLES IN MEINEM KOPF? •

Fabienne

Die geteilte Vergangenheit

Unser Haus sieht aus wie das normalste der Straße. Rote Dachziegel, weiße Fensterrahmen und halt alles, was ein normales Haus hat. Doch in unserem Haus ist ein Raum, der geschlossen und verboten ist, seitdem wir dort wohnen.

Immer wieder fragte ich meine Eltern, was mit diesem Raum sei, und immer wieder antworteten sie, das könne mir egal sein. Schon lange wollte ich ihn betreten, traute mich aber nicht und hatte Angst, erwischt zu werden.

Doch irgendwann kam dieser geniale Moment, diese verlockende Gelegenheit. Meine Eltern wollten mit meiner Oma einkaufen, was, das wusste ich, lange dauern konnte. Es war der perfekte Moment, um den Raum zu betreten. Aufgeregt wartete ich darauf, dass die Erwachsenen endlich losgehen würden. Nun war es soweit! Ich konnte hinunter in den Keller, wo sich der Raum befand. Nervös stand ich dort vor der Tür. Ich überlegte, ob ich reingehen sollte oder nicht. Vielleicht würde ich nie wieder leben da rauskommen. Außerdem wäre dort bestimmt etwas Gefährliches drin. Trotz allem wollte ich eintreten. Warum stellte ich mich nur so an? Ich wollte diesen Raum schon immer betreten. Doch die Spannung siegte über alle Bedenken. Ich stand vor der Tür. Schon immer wollte ich sie öffnen. Und wenn mich etwas Gefährliches dahinter erwartete? Unsinn! Ich schob alle Bedenken beiseite. Nun lag meine Hand auf der Klinke. Sehr langsam und kraftvoll drückte ich sie herunter und lehnte mich mit meinem Körper gegen die Tür, die sich mit lautem Quietschen öffnete. Als ich eintrat, sah ich erst mal nichts. Keinen Lichtschalter. Nichts. Ich tastete mich an der Wand entlang. Sie war kalt und nass. Dieses Vortasten schien eine Ewigkeit zu dauern. Plötzlich spürte ich etwas Spitzes in meiner linken Hand. Was es war, konnte ich nicht sehen. Ich erschrak. Ich fühlte mich unwohl und hatte schlagartig Angst. Kurze Zeit später sah ich ein grelles weißes Licht. Ich musste mich erst mal daran gewöhnen. Als ich wieder Umrisse erkennen konnte, sah ich etwas graues Spitzes in meiner linken Hand. Ich wollte es rausziehen, doch es ging nicht. Eine Sache wunderte mich allerdings. Ich spürte gar keinen Schmerz. Als ich weiterging, sah ich nach einer Weile eine weitere Tür. Ich wollte sie öffnen, doch ich bekam sie nicht auf. Was war das? Ich

schaute mir das Schlüsselloch an, das aussah, als passe eine Art Dolch als Schlüssel dazu. Ein normaler Schlüssel passte auf jeden Fall nicht hinein. Ich schaute immer wieder von meiner Hand auf das Schlüsselloch. Das gab es nicht! Meine linke Hand mit der seltsamen Spitze daran hatte genau die Form, die zu diesem Schlüsselloch gehörte. Also drückte ich sie in das Schloss und siehe, da sprang plötzlich die Tür auf. Doch was dann passierte, kann ich kaum in Worte fassen. In diesem Raum war einfach meine ganze Vergangenheit! Wow! Mir standen die Tränen in den Augen. Ich sah meinen ersten Tag im Kindergarten. Meine ersten besten Freunde und meinen ersten Schultag, als wir eins plus eins gerechnet haben. Ich war so erstaunt. Ich konnte gar nicht mehr aufhören, mich in dieser Welt meiner Vergangenheit zu tummeln. Stunden vergingen – ich war fasziniert von den Bildern, die mich überfluteten. Plötzlich durchfuhr mich ein Ruck. Ja, jetzt verstand ich, warum meine Eltern sagten, ich solle den Raum nicht betreten, weil sie nicht wollten, dass meine Vergangenheit mich einholt. Und ganz nebenbei rollte eine Träne meine Wange herunter. Ich wollte aus diesem Raum gar nicht mehr fort. Ich ging noch weiter und sah auch die schlechten Sachen, die bisher in meinem Leben passiert waren. Auf einmal spürte ich etwas auf meiner linken Schulter, eine Hand, und auf einmal auch auf meiner rechten Schulter. Ich drehte mich langsam um und sah meine Eltern.

Sie fragten: »Was machst du hier?«

Daraufhin stammelte ich: »Es tut mir leid. Ich war einfach so gespannt, was sich in diesem Raum befindet.«

»Alles gut, Schatz, wir können dich ja verstehen. Dieser Raum ist geschlossen, seitdem wir hier wohnen.«

»Aber warum habt ihr nicht gesagt, dass hier meine Vergangenheit verborgen ist?«, fragte ich.

»Wir wollten nicht, dass du hier von deiner Vergangenheit eingeholt wirst. Aber es war schön, nochmal zu sehen, was passiert ist. Komm, wir gehen jetzt hoch und besprechen dort alles.«

Ich fragte meine Eltern, warum gerade meine Vergangenheit in diesem Raum sei.

»Bevor wir hier eingezogen sind, gab es hier ein Mädchen, das auch in ihre Vergangenheit in diesem Raum gesehen hat«, erklärte meine Mutter, »das Seltsame ist aber, dass sie dieselbe Vergangenheit wie du hatte. Deswegen wurdest du ausgewählt, da-

mit auch du diese Vergangenheit siehst und die unendliche Geschichte weitergeht,

die dieser Raum verbirgt.«

Da gab es jemanden, der genau dieselbe Vergangenheit hat wie ich? Das war gruselig.

War ich denn gar nicht ich?

»Woher wisst ihr von all dem?«, fragte ich.

Meine Eltern erzählten, dass dieses Mädchen eine entfernte Verwandte sei. Natürlich war ich total neugierig. Trotzdem, jetzt war es erst mal genug. Das musste ich erst mal begreifen, wenn das überhaupt ging. Wollte ich wirklich mehr wissen? Ich wollte zunächst alleine sein. Ich wusste, dieses Mädchen würde mich mein ganzes Leben lang beschäftigen. Und das machte mir Angst ...

Anton

Aus dem Kopf von Anders Behring Breivik

Vorbemerkung des Autors

Achtung! Dieser Text könnte Sie schockieren! Dies ist keine frei erfundene Geschichte, sondern eine Darstellung des brutalsten und extremsten Amoklaufs, von dem ich gehört habe. Hier wird aus dem Kopf des Amokläufers Anders Behring Breivik erzählt. Ich habe mich dazu entschieden, einen solchen Text zu verfassen, weil ich schildern wollte, welch extreme Gedanken ein Mann haben kann, der voller Hass auf alles ist, was nicht zu seinem Weltbild passt. Ich wollte zeigen, wie extrem strategisch er Stück für Stück seinen Plan umsetzte. Es ist schockierend, dass so viele Menschen dadurch sterben mussten, dass dieser Mann wegen seines Hasses ein solches Blutbad anrichtete. Ich habe mich gefragt, wie jemand dazu kommt, einen so brutalen Plan strategisch genau vorzubereiten und ihn gnadenlos Schritt für Schritt auszuführen. Alle Menschen, die starben, sind Opfer seiner politisch extremen Einstellung.

Mein Name ist Anders Behring Breivik. Es ist der 14. September 1999 und es kommen immer mehr Muslime nach Europa. Ich halte erst nichts von ihnen, aber dann fällt mir auf, wie asozial und dumm sie sich verhalten. Sie fangen an, uns Norweger zu »mobben« und das Schlimme ist, dass es immer mehr werden. Wie kann man nur so erbärmlich und widerlich sein? Sie unterdrücken die Nordmenschen in unseren Großstädten.

Es ist der 20.05.2009. Während Länder ohne den Islam (wie Japan, Kanada, Finnland

und Korea) ihre Kultur glücklich weiterführen können, kriecht eine unvorstellbar grausame Rasse in das Herz von Europa. Dieses Gestrüpp hat sich dank der Amerikaner und der Russen nach dem 2. Weltkrieg erhoben. Einer muss sich erheben, um den Volksverrättern das Blut zu entnehmen. Ein Spiel namens Counter Strike: Source trainiert mich für meine Tat. Ich sehe mich als die Wiedergeburt eines Kreuzritters aus dem 13. Jahrhundert, der für sein Volk gekämpft hat.

Dieser Islam ist eine Bedrohung für Europa. Er wird die reine Nord-Rasse vernichten und mit dem liberalen Multikulti-Dreck die nordeuropäischen Landschaften verschmutzen und verseuchen. Die meisten und wichtigsten Städte der Nord-Staaten sind schon verdreckt ... Oslo, Berlin, Hamburg, Amsterdam, Brüssel. Dieser dreckige und perverse Kommunisten-Abschaum wird alles Normale auf dieser Welt vergewaltigen. Ich werde diese Liberalen dafür mit ihrem Blut bezahlen lassen.

Ich miete eine Farm, die 200 km oberhalb der Hauptstadt Oslo liegt. Von dort aus kann ich genug Material für eine Bombe empfangen. So beginne ich mit der Bombenbau-Phase. Es ist so weit. Meine Bombe aus künstlichem Dünger ist fertig. Ich stelle sie jetzt in das große weiße Fahrzeug, was ich vor wenigen Tagen erworben habe. Ich schreibe jetzt auch mein Buch mit dem Namen »Manifest 2083« zu Ende. Der europäische Bürgerkrieg 1999-2083 wird für die Nord-Rasse siegreich ausgehen und der Islam wird wieder aus Europa verbannt werden.

Seite 1522: »Ich glaube dies ist mein letzter Eintrag. Es ist jetzt Freitag der 22. Juli, 12:51 Uhr.«

Ich ziehe mir eine Polizeiuniform an, damit niemand Verdacht schöpft. Damit sie denken, ich sei ein Beamter.

Jetzt ist es 15:20 Uhr und ich parke das Auto mitten im Osloer Regierungsviertel. Eigentlich darf man dort nicht parken, aber ob das erlaubt ist oder nicht wird am Ende sowieso niemanden mehr interessieren. Ich gehe schnell zu meinem anderen Fahrzeug, denn ich habe nur noch 10 Minuten Zeit, bis die Bombe detoniert. Das andere Fahrzeug habe ich vor einem Kiosk geparkt. Ich sitze jetzt in meinem Fluchtwagen, ein silberner Rino Caddy. Ich bin 250 Meter von der Bombe entfernt und parke aus. Ich bin jetzt auf der Autobahn und fahre Richtung Norden. Jetzt ist es 15:31 Uhr und die Bombe geht hoch.

ZEIT FÜR PHASE ZWEI: Utoya! Ich muss noch 42 km fahren ...

einen Sicherheitsbeauftragten, mich auf die Insel zu lassen. Man lässt mich wegen der Polizeiuniform problemlos rauf. Inzwischen wissen auch hier alle von der Bombe, wo es 8 Tote und 200 Verletzte gab. Da freuen die sich bestimmt, einen »Polizisten« auf der Insel zu haben. Ich habe eine Glock und ein halbautomatisches Gewehr dabei, eine RM-14 Rifle. Zuerst mal die Waffe testen: Ich schieße mit der Glock ein paarmal auf den Boden. Der Sicherheitsbeauftragte, der mich gerade erst freundlich hereingebeten hat, guckt mich komisch an. Ich schieße zweimal auf sein Gesicht. Jetzt wird den ersten auf der Insel klar, dass hier geschossen wird. Die meisten laufen weg, aber sie werden mir nicht entkommen, da die Insel 600 Meter vom Festland entfernt ist. Und das dazwischenliegende Wasser ist eiskalt wie mein Blick.

Während ich auf sie schieße, lächle ich nur. Sie sollen sehen, dass es mir Spaß macht. Ich schieße, ohne zu zögern, auf sie. Die Jagd hat begonnen. Sie laufen wie die Rehe davon. Ich bekomme so ein schönes Gefühl, während ich sie treffe. Einige versuchen, wegzuschwimmen. Natürlich erschieße ich sie im Wasser. Durch Bäume und über Steine fliegen die Kugeln. Nach einiger Zeit kommt ein Helikopter. Ich ignoriere das Scheißding einfach. Ein Jugendlicher liegt ängstlich im Wasser zwischen Leichen und bittet mich, ihn am Leben zu lassen. KEINE GNADE. Er liegt jetzt mit einem zerfetzten Gesicht im Wasser. Nachdem sich die ersten versteckt haben, rufe ich, dass wir den Mörder haben und sie rauskommen können.

Das glauben auch ein paar und kommen sogar raus. Sie werden mit Schüssen von mir begrüßt. Ich suche die ganze Insel ab und schieße auf alles, was sich bewegt oder lebt. Ich brülle, dass sie rauskommen sollen, um mit mir zu spielen. Ich rufe mehrmals bei der Polizei an, um die Leitung zu besetzen, damit sie niemanden erreichen können. Nach 90 Minuten kommt das DELTA-Team und nimmt mich fest.

Am Ende stellt sich heraus, dass ich 77 Menschen getötet und 289 verletzt habe. Vor Gericht gibt es für mich ein bestimmtes Ziel: Für zurechnungsfähig erklärt zu werden. Ich bin noch nie zusammengebrochen, habe noch nie Reue gezeigt und bin stolz auf das, was ich getan habe. Ich verlange meine sofortige Freilassung.

In Norwegen sind 21 Jahre die Höchststrafe. Der Prozess beginnt Ende des Jahres 2011. Man kann mit guter Führung 9-10 Jahre früher entlassen werden.

Sie können mich zwar 21 Jahre meines Lebens hinter Gitter stecken, aber dadurch wird es immer noch nicht möglich sein, meine Taten ungeschehen zu machen. Das war ein kleiner Vorgeschmack zur endgültigen Säuberung der Nordstaaten.

Imani

Kampf um eine Freundschaft

Ich heiße Rose, bin 14 Jahre alt und gehe in die achte Klasse. Eigentlich bin ich ganz normal, nichts Besonderes halt. Die letzten Monate waren schwer für mich. Ein erbitterter Kampf um eine Freundschaft. Alles wegen einer neuen Schülerin. Sie ist diejenige, die unsere Freundschaft komplett zerstörte, indem sie Lügen verbreitete und versuchte, uns auseinander zu reißen.

Ich liege in meinem Bett und denke über die letzten Monate nach. Bei dem Gedanken an die letzten schlimmen Ereignisse zieht sich mein Magen zusammen und ich rede mir ein, dass ich das alles nur geträumt habe.

Mein Vater kommt in mein Zimmer. »Oh, du bist schon wach? Guten Morgen, mein Schatz«, sagt er mit verschlafener Stimme.

Ich antworte ihm: »Guten Morgen, Papi, wie geht's dir? Hast du gut geschlafen?«

Mein Papa gähnt: »Och, im Rahmen der Möglichkeiten.« Er grinst.

Ich krabble aus dem Bett und mache mich fertig für die Schule. Wie jeden Tag warte ich vor der Schule auf meine Freundinnen Sophie, Melli und Marie. Ich atme die kalte Luft ein und muss schon wieder an all die Dinge denken, an die ich auf keinen Fall denken möchte. Plötzlich kommen mir die Tränen. »Mist! Warum ausgerechnet jetzt vor der Schule?«, flüstere ich mit zitternder Stimme.

Es gongt. Ich laufe zu meiner Klasse und da begegne ich plötzlich meiner ehemaligen besten Freundin. Ich lächle schüchtern. »Hallo Sarah«, sage ich leise. Sie schaut mich traurig an und läuft an mir vorbei. Ohne Zweifel, diese Freundschaft ist zerbrochen.

In der ersten Pause sind meine Freunde und ich in der Mensa. Wir lachen und erzählen uns vom Wochenende. Ich sitze neben Zoe und Mitra und erzähle ihnen von Sarah und, wie sie heute reagiert hat. Schon wieder kommen mir die Tränen. Mitra legt den Arm um meine Schulter und versucht mich zu trösten. Ich stehe auf, um mein Gesicht waschen zu gehen und da, da sitzt sie! Meine ehemalige beste Freundin mit ein paar ehemaligen Klassenkameradinnen. Sie lacht, sie ist glücklich. Als sie mich sieht, verschwindet das Lächeln schlagartig aus ihrem Gesicht. Sie steht auf und geht auf mich zu. Als sie vor mir steht, sehe ich, wie eine Träne ihre Wange herunterläuft. Sie flüstert: »Was ist bloß mit uns passiert?«

»Ich weiß es nicht«, sage ich mit erstickter Stimme.

Nach Schulschluss sehe ich Marie, eine meiner »neuen« Freundinnen nach dem großen Streit über den Schulhof zu den Fahrrädern rennen. Sie rast direkt auf mich zu und drückt mir einen Zettel in die Hand.

»Jemand hat ihn mir gegeben und mir gesagt, ich soll ihn dir geben«, sagt Marie atemlos und läuft davon. Langsam und ein wenig ängstlich entfalte ich das vielfach geknickte Stück Papier und lese:

Liebe Rose,

*ich hab mich nicht getraut, dich persönlich anzusprechen,
aber gibst du mir noch eine Chance? Ich möchte es wieder gut machen.*

Deine Sonja

Ich starre den Zettel verblüfft an. Mein erster Gedanke ist: »Ich rufe sie an!« Doch etwas hält mich davon ab. Immerhin habe ich ihretwegen meine beste Freundin verloren. Als ich zuhause auf meinem Bett sitze und mir alte Babyfotos von Sarah und mir anschau, laufen mir Tränen die Wange herunter. Ich lege mich auf mein Bett und schlaffe ein.

Ich bin in etwas gefangen. Es ist dunkel. Wo ich auch hingehe, ich komme nicht raus. Ich sehe in der tiefen Dunkelheit das traurige Gesicht von Sarah und daneben steht sie, sie hat mir meine beste Freundin weggenommen. Sonja lacht schallend, und plötzlich liege ich auf dem Boden. Um mich herum stehen Sonja und ihre Freundinnen. Sie zeigen auf mich und flüstern. Sonja schubst mich herum.

Schweißgebadet wache ich auf und bemerke, dass es schon dunkel ist. Ich lege mich auf die andere Seite und schlaffe wieder ein. Mein letzter Gedanke ist: Nein, ich werde es ihr nicht verzeihen, nie, nie, nie. Ich werde um unsere Freundschaft kämpfen!

Am nächsten Morgen bin ich mit Mitra und Sophie in der Mensa. Wir teilen uns einen Brownie und ich erzähle den beiden von meinem Traum. Plötzlich stupst mich Sophie von der Seite an »Schau mal da«, flüstert sie und deutet in Richtung Tür. Da steht Sonja, es sieht so aus, als würde sie jemanden suchen. Ich steuere zielstrebig auf sie zu und sage mit ruhiger Stimme: »Ich nehme deine Entschuldigung nicht an, du hast unsere Freundschaft zerstört und ich werde alles dafür tun, damit sie wieder besteht.« Sie grinst. »Das werden wir ja sehen«, sagt sie leise und geht weg. Das bedeutet Krieg, Krieg um eine Freundschaft. In der ersten Pause suchen Mitra, Zoe und ich nach Sarah.

Sie sitzt alleine auf einem Baumstumpf und schreibt etwas in ein kleines Büchlein. Als sie uns sieht, lächelt sie unsicher und sagt: »Hallo ihr drei, was macht ihr denn hier?« »Ich möchte gerne um unsere Freundschaft kämpfen!«

Sie lächelt glücklich und flüstert: »Ich auch!«

Ich falle in ihre Arme und wir beide lachen glücklich, das erste Mal seit Monaten bin ich wieder so richtig glücklich. Zwar werden die nächsten Wochen anstrengend, aber was auch passiert, wir werden es zusammen durchstehen.

• IMPRESSUM •

Die Klassen 8f der Stadtteilschule Bahrenfeld hat »Der geheime Raum« gemeinsam mit dem Schreibtrainer Stefan Beuse im Herbst/Winter 2018 entwickelt und geschrieben. Herzlichen Dank an die Lehrerin Christine Vaske für ihre tatkräftige Unterstützung.

Das Copyright der Schulhausromane liegt bei »Die Provinz GmbH-Kulturprojekte« (www.schulhausroman.ch), dem Literaturhaus Hamburg und den jeweiligen Schreibtrainern.

Durchführung des Schulhausromans für Deutschland:

Literaturhaus Hamburg, Schwanenwik 38, 22087 Hamburg
www.literaturhaus-hamburg.de, www.schulhausroman.de

Grafik: www.signs-pictures.de

Titelbild: MaVi Koch, SIGNS+PICTURES

Druck: www.druck-mit-uns.de

ISBN: 978-3-905976-59-5

SCHULHAUSROMAN Nr.38

Erste Auflage, Hamburg, Januar 2018



LITERATURHAUS
HAMBURG



BürgerStiftung
Hamburg



Kids & Friends
Stiftung für Hamburgs Kinder



HAMBURGER
LITERATURSTIFTUNG

Wir danken unseren Förderern für ihre Unterstützung:

Der geheime Raum

Ein Raum. Bisher immer verschlossen.

Warum?

Das weiß keiner. Birgt er ein Geheimnis?

Ist er leer?

Oder wartet darin das Schrecklichste, Schönste,

Wundervollste, das sich nur denken lässt?

Lässt sich dieser Raum überhaupt denken?

Oder ist er selbst ein Gedanke?

Treten wir ein!